

"Stern der Neger"



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern
den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Inhalt:

Besuch der Christen in Kassala (Fortsetzung) 121. — Die Durra bei den Schilluk 128. — Aus dem Missionsleben: Mein Diener Tomu 132. — Zarafat 133. — Unterhaltendes: Doppelte Ketten (Fortsetzung) 137. — Verschiedenes: Einweihung der neuen Kapelle in Meßendorf 141. — Ideal eines Kochs 142. — Weiteres 143. — Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften 143.

Abbildungen: Durra. — Schilluk bei der Feldarbeit. — Ruinen des Mahdi-Grabmals in Omdurman. — Ein Stück Omdurman. — P. Tappi mit Missionspersonal im Bahr-el-Ghazal. — Ein Beduine. — Die Sklaventaramane in der Wüste.

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 15. April bis 15. Mai 1909 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:
146 149 226 257 392 421 534 602 608 616 626 631 645 714 715 716 724 725 905 946 1064 1232
1276 1309 1313 1509 1663 1678 1698 1708 1864 2029 2456 3104 3485 4132 5067 5239 5436 5488
5562 6036 6388 6478 6482 6988 7015 7102 7112

Gaben-Verzeichnis vom 15. April 1909 bis 15. Mai 1909.

In Kronen.

Afftersheim W. d. G. 19.—; Ampfelmang W. d. G. 12.—; Bachwinkl. J. R. 6.— (für Musikinstrumente); Bozen Th. G. 1.—; Brigen J. G. 2.—, J. R. 40.—; Dampfach L. J. 11.70; Eggerding W. d. G. 37.10; Fulnek L. P. 0.40; Germersheim M. W. 5.86; Grafenau R. M. Sp. 3.51; Haag W. d. G. 14.—, N. N. 1.—; Kirchdorf W. d. G. 37.20; Lambach P. B. Gr. 5.— (Antoniusbrot), W. d. G. 86.—; Leuthofen G. W. 1.—; Lützen Pfr. Sch. 10.—; Maria Laach W. d. G. 38.70; Mehrnbach W. d. G. 4.60; Milland L. P. 1.17, N. N. 4.—; Neufkirchen W. d. G. 100.—; Peuerbach v. M. 300.—, W. d. G. 98.—; Pfarrkirchen W. d. G. 1.80; Raab W. d. G. 100.—; Sailauf Erbkommunikanten 17.89; Sarns N. N. 1.—; Sattel J. G. 2.—; St. Martin b. L. J. M. 5.—; Schleißheim W. d. G. 23.10; Schwanenstadt A. P. 20.—; Sandans G. Sch. 1.—; Wasserburg M. L. 0.64; Weibern W. d. G. 54.50; Weilbach W. d. G. 1.—; Wenisbuch M. R. 1.—.

Zur **Verfolgung von heiligen Messen** sandten ein: Afers J. 2.40; Grafenau R. M. Sp. 14.04; Milland N. N. 26.—, N. N. 20.—; St. Valentin A. M. 6.60; Vent Pfr. Th. 15.—; Waldfkirchen R. 11.75.

Für **Abbrändler in Bau**: St. Paul, Eppan, J. D. 50.—.

Für die **Mission**: Grafenau d. M. Sp. 35.10; Mühlwald N. N. 150.—; Waldfkirchen R. B. 11.75.

Für **Khartum**: Campill Pfr. J. P. 20.—; Fehring J. Fe. 10.—; Felddorf M. R. 20.—; Junsbruck P. St. 1.—; Ruffstein M. R. 5.—; Lambach P. B. G. 5.—; Mariastein G. W. 20.—; St. Paul, Eppan, J. D. 50.—; Weiler N. N. 10.—; Waizenkirchen R. R. 100.—.

Für die **Heidenkinder**: Marburg R. M. 4.18; Sulz Erbkommunikanten 2.58.

Zur **Taufe von Heidenkindern**: Kortsch A. Sch. 24.— (Maria); Grafenau d. M. Sp. 40.95 (N. N.); Lana G. J. 20.— (Florian, Agatha); Dienz J. R. 24.— (Franziskus); Nassiedel P. J. Aß 24.22 (Monika); Obermieming N. N. 20.— (Hildegard); Schneitsee J. P. 24.09 (Sebastian).

Ferner sandten ein: Mühlwald Pfr. M. Briefmarken; Klösch M. G. Briefmarken; Schwanenstadt A. P. goldene Kette mit Herz; Kremsmünster B. v. Ch. Briefmarken und verschiedene Effekten; Sarns Ehrw. Schw. Briefmarken; Brigen N. N. verschiedene Kleidungsstücke; mehrere andere Briefmarken.

* * *

„O Herr, verleihe allen unsern Wohltätern
um deines Namens willen das ewige Leben!“

Gebrauchte Briefmarken

sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brixen entgegengenommen.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,

(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des hl. Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika)

Der Stern der Neger erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben. Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K 2 Mk 3 Fr. Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt!

für die Wohltäter werden wöchentlich 2 hl. Messen gelesen. Mit Empfehlung der Hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Bräun. Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest u. Wien.

Heft 6.

Juni 1909.

XII. Jahrg.

Besuch der Christen zu Kássala.

Bericht des hochw. P. Otto Huber F. S. C.

(Fortsetzung.)

Obwohl die Soldaten schon längst abgezogen sind, befindet sich von Zeit zu Zeit hier zu Goz Redjeb immer noch ein Grieche. Seine kleinen Räumlichkeiten erheben sich am abschüssigen Ufer des Flusses, der an dieser Stelle wohl 4 Meter tief ist. Seine Familie besteht aus einigen Ziegen, ein paar Hunden und einer Wildkatze, die sich ans Haus gewöhnt hat; auch einen Soldaten fand ich hier zur Bewachung der Regierungsgebäude. Den armen Mann langweilt es natürlich. Um die Zeit zu vertreiben, hat er sich einen kleinen Nachen erbaut, von dem aus er angelt. Mitunter zupft es außergewöhnlich stark an der Schnur und anstatt eines Fisches kommt zur freudigen Überraschung des Fischers eine große Schildkröte zum Vorschein; sie liefert ihm einen guten Bissen. Auch gefräßige Krokodile gibt es hier und es heißt achtgeben, denn schon manches Unglück hat sich ereignet. —

Die Nomaden haben das Fischen ebenfalls gelernt und fischen teilweise aus Neugierde, um zu versuchen, wie der Fisch schmeckt; sie verstehen es aber nicht, ihn zuzubereiten. Sie kochen den Fisch im Wasser, ohne Zuehör, samt Schuppen und Eingeweide. Solch ein Gericht ist natürlich fade und geschmacklos. Der Beduine ist davon, bekommt es aber bald zum Ekel. Die Gräten zerstechen ihm arg den Mund. „Schlechtes Essen ist das,“ knurrt der Beduine, „der Fisch hat mehr Dornen als Fleisch. Solch eine Speise sättigt nicht; besser ist es, Schakale und Füchse zu fangen, an denen man etwas zum Beißen hat.“ Die Nomaden lieben es, beim Griechen zu verkehren. Sie schwätzen gern und lange und rauchen gemütlich ihr Pfeifchen, das sie sich aus einem Schafsbeine verfertigt haben. Sie kaufen von ihm besonders Rau- und Rauchtobak, Kleiderstoff, Tee und Zucker. Der

Griechen läßt sich natürlich gut bezahlen, denn umsonst wohnt er auch nicht in der Wildnis. — Zu seinen besten Kunden zählt Djahfar, Scheich des Dorfes Goz Redjeb, das auf dem andern, d. h. auf dem linken Atbara-Ufer gelegen ist. Scheich Djahfar ist von großer Gestalt, kräftig gebaut und mag ungefähr 50 Jahre alt sein. Er hat schon viel erlebt, hat in seinen Jugendjahren die erste fremde Regierung gesehen, den Umsturz derselben und die ganze Zeit des Khalifenreiches mitgemacht und befindet sich nun unter der dritten, der Sudanregierung. Er ist ein tüchtiger, leistungsfähiger Mann und steht bei der jetzigen Regierung in gutem Rufe. Er ist herzensgut, hilft allen und hat deshalb selbst nichts. Er lud mich ein, seinem Dorfe einen Besuch abzustatten, was ich auch gern annahm. Am folgenden Morgen kam der hier verweilende Soldat, der von Djahfars Verwandtschaft ist, um mich zur Überfahrt zu rufen. Am Flusse fand ich das elende Fahrzeug des Griechen bis über die Hälfte mit Wasser angefüllt, das erst ausge schöpft werden mußte. Indessen kamen zwei Individuen herbei, die auch mit mir überfahren wollten. Ich machte sie aber auf den zerbrechlichen Nachen aufmerksam und auf den Fluß, den ein frischer Nordwestwind unruhig machte, und erklärte ihnen, daß ich sie in keinem Falle mitnehmen würde. Den Fährmann machte der erwähnte Soldat. Ruder hatte er keine; anstatt deren gebrauchte er ein Stück Holz. Wie eine Nußschale tanzte der Nachen auf der tiefen Flut; das Wasser spritzte hinein und ziemlich benäßt stiegen wir auf einer Sandbank inmitten des teilweise ausgetrockneten Flußbettes aus. Über große Sandmassen hinweg erreichte ich das linke Ufergelände und gelangte endlich nach ungefähr 20 Minuten durch Buschwerk und Gestrüpp hindurch zum Dorfe Goz Redjeb. Dieses ist auf einer mit Dumpalmen bewachsenen Anhöhe gelegen. Scheich Djahfar

kam mir entgegen und lud mich ein, in seiner Behausung abzustiegen. Er wollte mir rasch einen Tee verabreichen. Ich bemerkte ihm aber, daß ich wenig Zeit zur Verfügung hätte und mir das Land anschauen wollte. „Sehr gut“, erwiderte er mir. Er führte mich inmitten eines großen Trümmersfeldes herum und ich war sehr erstaunt. „Verwundere dich nicht“, sagte er mir. „Wisse, daß du dich hier auf einer alten Kulturstätte befindest, die ihre stete Überlieferung hat und auch Schriftstücke besaß, die aber im Verlaufe der Zeiten und im Wirrwarr der öffentlichen Ereignisse leider verloren gegangen sind.“

Die Gründung von Goz Redjeb fällt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Denn von der Entstehung des Ortes bis zum Mahdistenreich (1883) zählt die einheimische Überlieferung, die ununterbrochen von Vater zu Sohn auf Enkel und Urenkel übergegangen ist, ungefähr 550 Jahre. Nach derselben Überlieferung war die Stadt einst die Königin der Steppe, im Handel die Wettfeilerin mit der alten Königsstadt Sennaar auf dem Blauen Nil.

In mittelalterlichen Zeiten und nachher bis zum Vordringen der Ägypter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestand hier im Sudan ein gewaltiges Reich, das sich von den Grenzen Abessinien im Osten bis nach Tucscha und Schakka im Dar For nach Westen, gegen Norden bis nach Assuan, südlich bis zum Gebiete der schwarzen Völker ausdehnte. Beherrscher dieses ungeheuren Landes waren die Fuijn und Anag. Sie mußten wohl ein starkes Geschlecht gewesen sein, denn alles Großartige wird ihnen zugeschrieben. Die Fuijn sollen die eigentliche Königsfamilie gewesen sein. Ihre Residenzstadt war Sennaar. Die Anag dagegen waren die Einwohner der Provinz, die es auch zu hohen Ämtern brachten, jedoch den Fuijn untergeordnet waren.

Das Reich war zerteilt in verschiedene Provinzen, deren einzelne Verwalter ursprünglich

der Königsfamilie entsprossen; sie führten zwar den Königstitel, erkannten aber die Oberherrlichkeit des Königs von Sennaar an. So gab es die Provinz Nuba (das heutige Unternubien) mit der Hauptstadt Dongola. Ein König befand sich zu Verber, ein anderer zu Schendi. Der König von Goz Redjeb soll östlich bis ans Rote Meer und nördlich bis nach Assuan über sämtliche Nomadenstämme befohlen haben. Der hiesige Ort war Jahrhunderte lang ein Mittelpunkt des Handels und Verkehrs. Hier fanden sich die Produkte Nubiens, des Sudans und Abessinien's aufgestapelt. Dasselbst waren zu sehen die Erzeugnisse von Arabien und Syrien, vom persischen Meerbusen und aus Indien.

Ismaïl Pascha, Sohn von Mohammed Ali Pascha, des ersten Vizekönigs von Aegypten, eroberte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Sudan; und so ging das weite Reich in Trümmer. Letzter König von Goz Redjeb war Agib Mandschuluf, dem die Aegypter die Herrschaft entrißen. Seine Nachkommen leben noch hier in verarmtem Zustande.

Trotz des starken Mitbetriebes der neugegründeten Schwesterstadt Kássala blieb Goz Redjeb immer noch ein blühender Ort. — Scheich Djahfar erinnert sich wohl des lebhaften Handels und Wandels, der hier herrschte, der großen Karawanenzüge, die daselbst ankamen, und des mit allerhand Produkten versehenen Marktplazes. Leider verkaufte man hier auch Sklaven von den verschiedensten Stämmen, von dem schönen Gallavolke, von den kriegerisch gesinnten Nuér und Schilluf und von den häßlichen Schwarzen Dar Fors. Hier war eine ägyptische Besatzung nebst einem wichtigen Telegraphenamte stationiert; es vereinigten sich daselbst die beiden Telegraphenlinien von Verber und Kássala.

Beim Annähern der Derwischhorden flüchtete sich die Besatzung noch rechtzeitig nach

Kássala. Osman Degna plünderte den Ort und zerstörte, was er eben zerstören konnte.

Heutzutage ist Goz Redjeb ein unbedeutender Ort. Ungefähr 20 elende Hütten liegen hier und dort zerstreut. Scheich Djahfar zeigte mir die Ruinen der einstigen Regierungsgebäude, die herrlich gelegen waren, und machte mich aufmerksam auf einige Häuser, aus rohen Erdziegeln erbaut, mit festen Mauern, welche mehr als hundert Jahre alt sind. Ein gewaltiger Balken von ansehnlicher Breite und Dicke aus rötlichbraunem, hartem Holz dient dazu, die Decke des Hauptraumes zu stützen. „Von wo kommt dieses Holz?“ fragte ich den Scheich, denn in der ganzen Umgegend bekommt man es nicht zu sehen. — „Das ist das Holz des Baschambaumes“, antwortete er mir, „und es wächst an den Grenzen Abessinien's.“ — „Wie habt ihr es hierher gebracht?“ — „Der Fluß hat es angeschwemmt“, lautete seine Antwort.

Ich sah ihn erstaunt an und wollte nicht recht glauben. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie der Fluß diese großen Bäume hieher geschwemmt hat,“ bemerkte er mir, „weil du nie den Atbara zur Zeit des Hochwassers gesehen hast. Jetzt liegt der Fluß halb trocken, mit einer ausgedehnten Sandbank inmitten. Wisse aber, daß sein breites, tiefes Bett sich bei Regenzeit mit Wasser anfüllt, das in seinem ungestümen Laufe davonschleppt, was immer ihm in den Weg kommt. Bei Strömung leckt er bald hier, bald dort am Ufergelände und bringt die gewaltigsten Bäume zum Fallen. Im ersten Jahre untergräbt das Wasser das Erdreich und der Baum beginnt auf eine Seite zu hängen. Das zweite Jahr wird er entwurzelt und im dritten Jahr von der reißenden Flut davongeschleppt. Die Regenzeit hatten wir gewöhnlich Leute am Flusse aufgestellt; kam solch ein Baumriese zu Gesicht, so warfen sich diese ins Wasser, banden den Baum und brachten ihn mit Seilen ans Ufer. Dann wurde er mit Axten und Beilen be-

arbeitet. Dabei waren uns natürlich die Sklaven von großer Hilfe; leider dürfen wir keine mehr erwerben.“

Höchst zufrieden mit dem, was ich gesehen und gehört hatte, kehrte ich an den Fluß zurück, um wieder ans andere Ufer überzusetzen. Djahfars Gastfreundlichkeit duldet es nicht, daß ich unbewirtet davonging. Ich mußte auch um jeden Preis eine große Tasse Sauermilch von ihm annehmen.

Dem Reisenden, der sich nach Káßala begibt, stehen, nachdem er hier zu G o z Redjeb angekommen ist, zwei Wege zur Auswahl: entweder begibt er sich nach Assobri, ungefähr drei Tage von hier entfernt nach Südosten, und betritt den dortigen Weg, der ihn in 1½ Tagen ohne besondere Mühe nach Káßala bringt, oder er nimmt den hiesigen Weg, der über eine 75 Meilen lange Hochebene, die sogenannte Hauéda, führt, ein Weg, zu welchem man in gewöhnlichem Gange drei volle Tage braucht, den man aber in strengem Ritt in zwei Tagen zurücklegt. Ersterer Weg ist ausschließlich nur von Eingeborenen und Militär betreten. Keinem der Kaufleute kommt es in den Sinn, sein Leben und seine Habe diesem einsamen Wege anzuvertrauen, denn der Trieb der Steppenhöhne für Raub und Plünderi ist genügend bekannt. Diese greifen seltener auf stark begangenen Wegen an, desto mehr tun sie es auf abgelegenen Pfaden. Allgemein betreten, obwohl bedeutend mühsamer, ist der zweite Weg über die Hauéda; diesen hatten auch wir einzuschlagen.

Auf der Hochebene herrscht ein vollständiger Wassermangel. Die jetzige Regierung hat auf halbem Wege eine Raststation errichtet, die aus ein paar Strohhütten besteht; man hat auch versucht, einen Brunnen zu graben, jedoch die Bemühungen waren umsonst, denn in der Tiefe von 40 Meter konnte noch kein Wasser gefunden werden; auch an zwei andern Stellen wurde gegraben, ebenfalls erfolglos. Nach der Aussage kundiger Leute

soll es jedoch einst einen Brunnen gegeben haben.

Gebüsch und niedriger Baumbwuchs bedecken stellenweise die Hochebene. Stundenlang durchquert man langweilige Grasflächen, ohne am Horizonte einen Baum zu sehen. In bezug auf Wild läßt sich der Löwe selten auf der Hauéda blicken, ist aber zu Hause in der Umgebung von Káßala. Ebenso der Leopard; Hyänen, Schakale und Füchse sind sehr zahlreich vertreten. Kleine Antilopen und Gazellen sieht man zu ganzen Scharen weiden. Häufig ist der wilde Esel, seltener der Vogel Strauß. Nebst vielen andern Säugetieren gibt es auch das Stachelschwein, das von großem Nutzen ist, weil es viele Schlangen aufzehrt. Mit großer Geschwindigkeit läuft es hinter dem Reptil her, ballt sich in einem Augenblick zusammen und kugelt sich auf der Schlange herum, wodurch es ihr mit seinen Stacheln das Rückgrat zerbricht.

Unter den Nomaden, welche die Hochebene bewohnen, verdienen diejenigen besondere Erwähnung, die zwischen der Raststation und Káßala rechts bei den Brunnengegenden ihre Lager aufgeschlagen haben; es sind dies guten Teils die Arteba-Nomaden; sie haben Reichtum an Vieh, besitzen ansehnliche Kuh-, Schaf- und Ziegenherden, säen Durra im fruchtbaren Bette des Chor Gaseh, der dortvorüberfließt, und sind recht wohlhabend. Aber das Diebshandwerk verlernen sie nicht. Tüchtig sein im Stehlen ist bei den Nomaden eine löbliche Eigenschaft, ein Zeichen von guter Talentierung. Wer nicht stehlen kann, ist kein Mann. Ein Araber fragte eines Tages seinen Freund: „Wie geht es deinem Sohne?“ „Ausgezeichnet,“ erwiderte dieser, „er weiß schon zu stehlen.“ Sie bestehlen sich gegenseitig. Jedoch das scheint ihnen keine besondere Leistung mehr zu sein. Sie wollen auch in schwierigen Sachen Übung machen und versuchen mitunter, auf der Regierungsstraße einen Streich zu spielen. Dazu erwarten sie be-

sonders den Monat vor der Regenzeit, wo es auf der Hauéda häufige Sandstürme gibt, welche das Tageslicht verfinstern und die Karawanen in Verwirrung bringen. Dieses Jahr, eben bei Gelegenheit eines solchen Sandsturmes, griffen einige verwegene Nomaden das Gepäck eines englischen Offiziers an und entführten zwei beladene Kamele. Die Diebe hatten keine Ahnung, wem das Gepäck gehöre, sonst hätten sie den Streich nicht gewagt. Nur der Kameltreiber und der Koch waren dabei. Diese machten Halt, schauten den Dieben nach und erwarteten den Offizier. Als dieser ankam und den Vorgang der Dinge erfuhr, schickte er eilendst einen der Soldaten seiner Begleitung nach Kássala, um Hilfe zu verlangen. Es kamen sechs bewaffnete Kamelreiter, welche den Dieben nachstellten. Die beiden Kamele wurden gefunden und auch das Gepäck später entdeckt, jedoch in beschädigtem Zustande. Die Diebe sind bis heute unbekannt. Indessen sind 30 Personen eingekerkert worden, in deren Mitte sich gewiß die Schuldigen befinden. Der Nomadenscheich Idris wurde des Diebstahls verantwortlich erklärt und zur Ersetzung des Schadens verurteilt, der sich auf 72 Pfund belaufen soll.

Frischen Mutes verließen wir am Nachmittag das anmutige Flußufer, nachdem wir sämtliche Schläuche sorgfältig mit Wasser angefüllt hatten. Ein gutes Stück Weges zogen wir den romantischen Abhängen des Grembädberges entlang und betraten die eintönige Hauéda. Die Sonne verschwand bereits am Horizonte. Es wurde für ein kurzes Abendessen Halt gemacht. Ein hungriger Schakal kam herbei. „Herr,“ sagte der Kameltreiber, als er den ungebetenen Gast erblickte, „der Schakal ist eines jener Tiere, über welche unsere Gelehrten die Todesstrafe verhängt haben, denn er frißt Ziegen und Lämmer. Solch ein schädliches Vieh darf nicht geduldet werden. Überdies muß jeder fromme Muselman die Mäuse töten, denn sie zernagen

allerhand Gegenstände“, so sprechend warf er dem Schakal einen abgenagten Knochen hin. „Nimm dies Bein,“ rief er aus, „mehr verdienst du nicht. Könnte ich es, so würde ich dir den Pelz abziehen, du Lämmertöter!“ Der Schakal kreierte vorsichtig um den Knochen herum, probierte einigemal und erfaßte ihn endlich mit einem Sprung und verschwand damit. Er mußte wohl einen gewaltigen Hunger gehabt haben.

Die Kamele wurden für einen nächtlichen Marsch wieder beladen. „Herr,“ sagte der Führer, „unsere Lage ist gerade nicht erfreulich. Vor uns dehnt sich eine gewaltige, wasserlose Ebene aus. Wir haben zwei Wassertschläuche bei uns, aber niemand weiß, was sich ereignen kann. Diese Nacht heißt es stramm und lange gehen und den Schlaf überwinden. Wehe demjenigen, der auf dem Kamele einschläft; er ist in Gefahr zu fallen und sich schwer zu verletzen. Vor einigen Jahren beging einer unserer Landsleute, als er eben auf dieser Hochebene ritt, den Fehler, dem Schläfe nachzugeben; er mußte es teuer bezahlen. Er stürzte vom Kamel herab, brach das Genick und blieb augenblicklich tot. Nun also, Herr, diese Nacht wacker voran.“ — Ich antwortete ihm, daß er auf mich rechnen könne. Auch Elias Galinos versprach aufrichtig und von Herzen, daß er sich als Mann benehmen und sich über die nächtlichen Strapazen nicht beklagen wolle; er nahm sogar den Mund voll und behauptete, er würde mehr aushalten als die andern. Die Probe sollte es zeigen. — Stunde verging auf Stunde. Die Kamele griffen in der frischen Nachtlust gut aus; es schien, als ob sie unsere kritische Lage verstanden. Elias war eine Zeitlang munter und erzählte von vergangenen Jahren; allmählich verstummte er; wir ahnten nichts Gutes. Wirklich begann er nun zu klagen: „Ich bin müde und schläfrig“, sagte er. Niemand antwortete ihm. Etwas später fing er wieder zu jammern an: „Lasset mich aus Liebe zu

meinen Kindern hier absteigen und schlafen.“
Wiederum keine Antwort. Eine andere kleine
Strecke voran und Elias seufzte und sprach!
„Habet Mitleid mit mir, denn ich kann nicht

und wir gingen immer noch. Mit sichtlicher
Zufriedenheit betrachtete nun der Kameltreiber
die Umgebung. Er verstand, daß wir einen
guten Ritt gemacht und ein tüchtiges Stück
Weg zurückgelegt hatten.

„Herr, jetzt können wir
anhalten und ein wenig
schlafen“, bemerkte er mir.
Gesagt, getan.

Schon beim Morgen-
grauen waren wir wieder
auf den Beinen. Damit
zeigte sich aber der wackere
Elias Galinos nicht ein-
verstanden. Er war so
fest eingeschlafen, daß er
selbst das Geheul der
Hyänen nicht vernommen
hatte. „Wie so denn“,
rief er aus, als wir ihn
weckten, „muß ich denn
schon wieder aufstehen?
Ich habe ja erst eine
Stunde geschlafen.“

Schlafe nur weiter, bis
du genug hast“, höhnten
meine Leute, „dann aber
kannst du uns einholen.“
„Was? Ihr wollt mich
jetzt im Stiche lassen?“
rief erschreckt das Männ-
lein. „Natürlich tun wir
es, wenn du zu faul bist
aufzustehen“, antworteten
sie ihm. Da sprang aber
Elias auf, rief sich den
Schlaf aus den Augen
und bestieg sein Reittier.



Durra, eine Art Hirse.

mehr, ich muß sterben.“ Niemand kümmerte
sich darum. Hätte er so weiter gefahren, so
hätten wir ihn einfach wie einen Warenballen
aufs Kamel gebunden. Wir konnten uns doch
nicht ihm zulieb der Gefahr aussetzen, Durst
zu leiden. — Es war schon nach Mitternacht

Gegen Mittag bekamen wir endlich die so sehr
ersehnte Raststation zu Gesicht. Sie heißt
„tondob el nusf“, das heißt die Tondob-
bäume der Mitte. Wir hatten also die Hälfte
des Weges hinter uns. Die starken Charis-
regen hatten die Strohhütten dermaßen be-

schädigt, daß sie erneuert werden mußten. Die Beduinen der Umgebung arbeiteten eben daran. Ihr Aufseher, ein wohlbeleibter Scheich, erzählte meinen Leuten wunderliche Dinge. Diese tauschten ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit. „Dieses Jahr“, so begann der Scheich zu reden, „sind die Heuschrecken in ungeheuren Schwärmen erschienen und haben an unsern Saatfeldern empfindlichen Schaden angerichtet.

Rechts von hier, ungefähr eine halbe Tagesreise entfernt, befindet sich die Landschaft Teschüm, wo die Beduinen in der Regenzeit fleißig Durra säen.

Nachmittags um 3 Uhr machten wir uns daran, auch noch die andere Hälfte des Weges zurückzulegen. Von Goz Redjeb bis hierher waren wir gestiegen. Nun begannen wir hinabzugehen von der Höhe. Weit entfernt sah



Schilluk bei der Feldarbeit.

Das ist die Strafe Gottes gewesen, wie es aus einem Briefe hervorgeht, den der Prophet (Mohammed) mit eigener Hand in der djanna, das heißt im Paradies, geschrieben, dann durch die Engel kopieren und unter die Gläubigen verteilen hat lassen. Auch ich habe eine Kopie dieses himmlischen Rundschreibens erhalten.“ Gerne hätte ich den dicken Nomadenhäuptling gefragt, was für ein Engel ihm dieselbe überbracht hatte, wenn ich nicht gar zu müde gewesen wäre.

man in der hellen Luft die phantastischen Umrisse des Berges Chatmiä und den Mufran-Berg. Bei Sonnenuntergang wiederum ein kurzer Aufenthalt zum Abendessen und von neuem ging es voran. Das Bewußtsein, daß wir uns am folgenden Tag zu Káßala bequem ausruhen konnten, bewahrte uns in guter Stimmung trotz des anstrengenden Marsches. Es war bereits 1 Uhr nach Mitternacht. Wir ritten auf engem Pfade, mitten im hohen, halbdürren Grase.

Da plötzlich erscholl in der Nähe das Geheul einer Hyäne. Der furchtsame Elias erschrak und ritt mir voran. Junge Hyänen

liefen spielend vor uns her. Der Kameltreiber warf ihnen den Stock nach, traf aber keine.
(Fortsetzung folgt.)

Die Durra bei den Schilluk.

Wenn man jetzt — im Jänner — auf die Dörfer hinauskommt, so findet man fast überall ein Halbdutzend junge Burschen, mit Korbflechten beschäftigt, beisammen. Diese einfachen, runden Körbe, durchschnittlich einen halben Meter hoch und ebenso breit, werden aus hartstengeligem Gras geflochten und dann von außen mit Kuhmist bestrichen; sie dienen dazu, das reife Korn vom Felde nach Hause zu tragen. Die Ernte ist bereits vor der Tür, deshalb ist alles so beschäftigt. Ein guter Schilluk denkt eben nicht früher an seine Sachen, als bis er sie braucht. Ebenso schaut er sich erst dann um eine Hacke um, wenn das Gras bereits über die Durra hinausgewachsen ist. Vorher ist es ihm gar nicht eingefallen, daß er auch eine Hacke braucht.

Wir sind also in der Erntezeit, d. h. in der letzten Ernte; die Schilluk machen nämlich zwei Durra-Ernten oder, besser gesagt, sie haben zwei verschiedene Arten von Durra; die eine ist ein kleines, rötliches Korn und wird im Anfang der Regenzeit, gewöhnlich im Mai gesät; die Ernte fällt im September, Oktober oder November, je nach der Witterung und je nachdem sie früher oder später gesät wurde. Zur Zeit dieser Ernte, also im letzten Monat der Regenperiode, wird die zweite Sorte gesät; diese Durra ist ein etwas größeres, weißliches Korn; es wächst und reift in den drei Trockenmonaten November, Dezember und Jänner, in welchen kein Tropfen Regen vom Himmel fällt. Doch wird es öfters auch schon während der Regenzeit gesät, so daß es, wenn der letzte Regen fällt, bereits im besten Wachstum steht.

Wie behandelst nun der Schilluk seine Felder? Noch während der Trockenzeit schneidet er einen Haufen von dem langen Grase, welches während der Regenzeit in den vielen Sümpfen wächst. Zum Schneiden bedient er sich jetzt gewöhnlich einer kleinen, rohgeschmiedeten Sichel; früher, als das Eisen im Land noch nicht so verbreitet war, diente hiezu meist ein Knochen oder eine Rippe, die auf der einen Seite etwas zugeshärft wurden. Auch jetzt sind diese Instrumente noch hie und da im Gebrauche.

Das so geschnittene Gras breitet der Schilluk dann in einer ganz dünnen Lage über seine Felder aus. Sobald dann die ersten schwachen Regenfälle des Charif kommen, fängt das Gras in voller Üppigkeit zu keimen an. Doch bald trocknet es unter den sengenden Sonnenstrahlen wieder ein und dann kommt der Schilluk und zündet es an. Auf diese Weise wird viel Gras schon im Keime erstickt. Der Schilluk sagt, er tue das, damit das Gras wachse und schneller reife.

Am Morgen nach dem ersten stärkeren Regen kommt dann der Schilluk in aller Frühe mit seiner Kürbischale voll Korn und einer 3 Meter langen, etwas gebogenen Stange, welche unten ein wenig glatt geschnitten ist. Mit dieser Stange stößt er nach allen Seiten kreuz und quer drei bis vier Finger breite Löcher in den Boden, wirft in jedes Loch einige Körner und zieht dann mit dem Fuße etwas Erde darüber. Dabei steht er stets aufrecht, ohne je seinen schlanken Rücken zu biegen. Ist er dann fertig, geht er gemächlich nach Hause; er hat sein Feld bestellt. Un-

beforgt wartet er den weiteren Regen ab, der das Korn zum Keimen bringen soll. Bleibt der Regen aber länger aus, dann ist alles hin und man muß von neuem säen.

Raum ist das Korn eine Handbreit aus der Erde, so beginnt auch schon das Gras üppig zu wuchern.

Jetzt fängt die eigentliche Feldarbeit des Schilluk an. Versäumt er die richtige Zeit, so hat in kurzer Zeit das Gras die Oberhand und vom Korn ist keine Rede mehr. Man sieht ihn also jeden Morgen mit seiner Hacke, einer Eisenplatte mit einem kaum zwei Spannen langen Stiel, unter dem Arme auf seine Felder wandern. Da hockt er bequem am Boden und hackt die Erde ganz feicht auf, um so das Gras zu vernichten. Die Alten haben gewöhnlich ihre Pfeife in der Linken, um sich die harte Arbeit auf diese Weise einigermaßen zu versüßen. So arbeitet der Schilluk täglich bis über Mittag hinaus; gegen 2 Uhr macht er Feierabend. Dieses Täten dauert fort, bis das Getreide so groß ist, daß das Gras nicht mehr Herr werden kann. Daß dies für den Schilluk keine kleine Aufgabe ist, läßt sich leicht begreifen, denn die Durra ist für ihn das tägliche Brot und so braucht es schon eine ziemliche Quantität, um den stets hungrigen Magen ein Jahr lang zu befriedigen; der Appetit fehlt dem Schilluk eben außergewöhnlich selten.

So hat der Schilluk monatelang zu wirtschaften und sich abzumühen, denn noch ist er mit der ersten Ernte nicht fertig, so muß schon mit der zweiten Saat begonnen werden.

Die heranwachsende Durra bringt dem Schilluk bald einigen Nutzen. Noch ist sie nicht zur Blüte gekommen, sie ist kaum zu einem Stengel herangewachsen, so sucht der Schilluk bestimmte Stengel heraus, die er abbricht und dann kaut, um den süßen Saft herauszusaugen. Diese Stengel gleichen etwas dem Zuckerrohr. Der Schilluk kennt sie ganz genau an den Blättern und verschont sie auch

nicht, da sie, wie er behauptet, ohnedies keine Frucht tragen. In dieser Zeit wird den ganzen lieben Tag an den Stengeln herumgekaut. Die Kinder, welche zur Mission in die Schule kommen, haben ihr Bündel Stengel am Kopfe und vertreiben damit den Hunger und die Zeit.

Als ich an einem regnerischen Tag die Aufmerksamkeit der Kinder nicht mehr rege erhalten konnte, schickte ich gegen Ende des Unterrichtes einige Schulmädchen um einige Stengel auf unser Feld. Nach langem Warten kamen sie endlich mit einem schweren Bündel daher. Sie werden mit Jubel von allen empfangen. Doch eine hatte den Braten gerochen; sie springt hinaus und im Nu kommt sie mit einer Hand voll Stengel zurück: „Schau, Vater,“ sagte sie, „diese Stengel haben die drei Mädchen hinter der Tür für sich versteckt gehabt.“ Natürlich ging da ein Hallo los, einerseits, weil die drei so ganz unverhofft auf ihrer Tat ertappt waren, andererseits, und das wohl noch mehr, weil es jetzt für sie mehr zum Rauen gab. So verging der ganze Nachmittag in lustiger Unterhaltung.

Hat sich das Korn entwickelt, so benützt man es schon, bevor es noch reif ist. Die Kinder rösten es unter der heißen Asche, ähnlich wie man es in der Heimat mit dem noch milchigen Türkenweizen macht. Die Hausfrau klopft es aus und kocht es in etwas Wasser. Es dient der Familie als Abendessen. Auf diese Weise wird der größte Teil der Durra um die Dörfer herum, während sie noch grün ist, bereits verzehrt.

Ist die Frucht endlich reif, so werden die Ähren abgeschnitten und zum Trocknen auf ein Gerüst gelegt, welches nach Art eines Korbgeflechtes mit Durrasträngeln auf dem Felde aufgerichtet wird. Hier bleibt es Wochen lang liegen. Während dieser Zeit kommt es nicht selten vor, daß der Elefant zur Nachtzeit den Feldern einen Besuch abstattet und Erntefest macht. Wehe aber dem, der zu faunselig ist,

und bei Tagesanbruch noch auf den Feldern ertappt wird. Er muß seine Saumseligkeit gewöhnlich mit dem Tode büßen. Alle waffenfähigen Burschen laufen zusammen und umzingeln den Elefanten. Die einen gehen von hinten auf ihn los und stoßen ihm die Lanzen in den Leib. Jetzt dreht sich das Tier um und verfolgt seine Angreifer, die Reißaus nehmen; doch in demselben Augenblicke stürmen die andern, die vor ihm standen, jetzt aber hinter ihm sind, mit ihren Lanzen auf ihn los.

Meter auf schwarzgebrannten hölzernen Füßen ein mannshoher Korb, der aus einfachem Gras fein zusammengeflochten ist: der Kornspeicher der Schilluk. Er steht auf Beinen und ist von allen Seiten frei, damit die weißen Ameisen — kleine Termiten, die in kurzer Zeit alles vernichten — nicht unbemerkt hinzukommen können.

Ist der Korb voll, wird ein netter, kegelförmiger Deckel, aus demselben Gras geflochten, daraufgesetzt und mit einem Strick



Ruinen des Mahdi-Grabmals in Omdurman.

Der Elefant wendet sich wieder gegen diese und es beginnt das Spiel von neuem. So geht es fort, bis der arme Dieb so von Lanzen durchbohrt ist, daß er kraftlos zusammenbricht. Ist der Elefant so schlau, daß er, ohne sich umzudrehen, immer dieselben verfolgt, so ist er gerettet, denn die Verfolgten zerteilen sich und lassen ihn laufen.

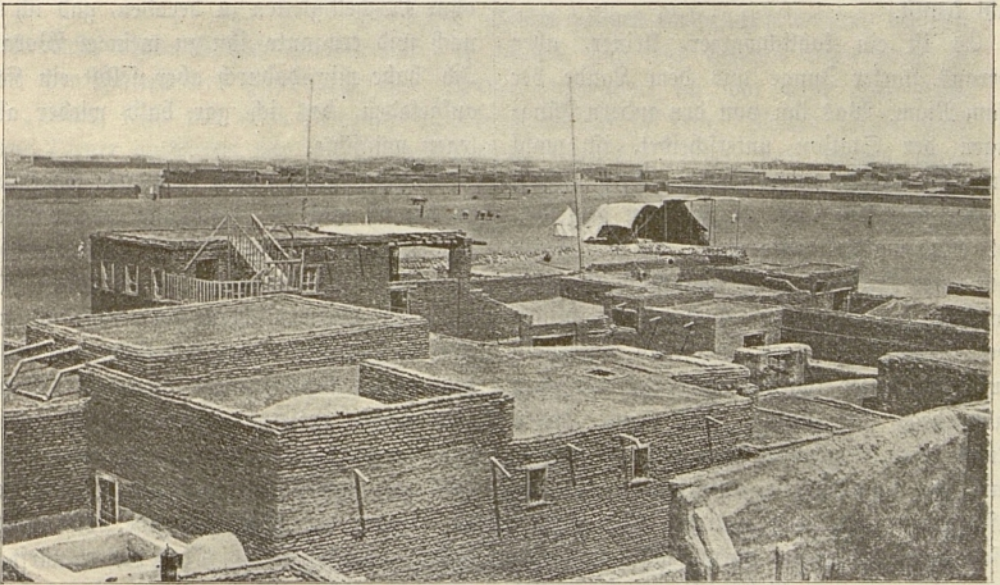
Ist die Durra gut ausgetrocknet, wird sie abgeklopft, im Winde von der Spreu gereinigt und in den eingangs beschriebenen Körben nach Hause getragen. In jedem Hofe steht im Hintergrunde in der Höhe eines halben

aus langem Gras zugenäht. Am unteren Teil des Korbes macht man ein Loch, durch welches der Schilluk täglich das nötige Korn herausnimmt.

Steine sind im Schilluklande unbekannt, deshalb kennt man dort auch keine Mühlsteine. An deren Stelle dient dem Schilluk ein 50 Zentimeter tiefes Loch in der Mitte der Hütte. Dasselbe wird mit Erde und Sand so ausgearbeitet, daß es wie zementiert erscheint. Darin wird die Durra mit einem drei Meter langen, armdicken Pfahl zerstoßen, was ausnahmslos Arbeit der Frauen und

älteren Mädchen ist. Das auf diese Weise gewonnene Mehl wird mittelst eines handbreiten, zwei Spannen langen feinen Geflechtes in zwei, manchmal auch in drei Sorten abgesondert. Das Geflecht hat die Form einer ganz seichten, fast ebenen Mulde; durch geschicktes Schütteln fällt das gröbere Mehl über den Rand dieses flachen Körbchens hinab, das feinere bleibt darinnen. Die erste und feinste Sorte des gewonnenen Mehles ist der Kern des Kornes und sieht beinahe aus wie

reichen muß. Der Schilluk gibt wohl acht, daß ihm ja kein Korn mehr übrig ist, wenn die neue Ernte neues Korn bringt. Viel häufiger kommt es vor, daß der Speicher ein, zwei Monate, bevor noch an neues Korn zu denken ist, bereits sein letztes Körnlein geliefert hat. Dann bleibt dem Schilluk nichts anders übrig, als da und dort bei Freunden und Bekannten eine Handvoll Durra zu sammeln oder sich mit ähnlichen Sämereien und mit Grünzeug einstweilen durchzuschlagen.



Ein Stück Omdurman.

Gries; die zweite Sorte ist weicher und ähnelt mehr unserem feinen Mehl.

So lange das Korn durch das am Speicher angebrachte Loch noch kräftig von oben nachdringt, muß die fleißige Hausfrau noch manchmal einen tüchtigen Topf voll Bier bereiten, wozu dann Freunde und Bekannte eingeladen werden. Je mehr aber der Drang im Korbe abnimmt, desto kleiner werden die täglichen Portionen, da der Vorrat bis zur neuen Durra aus-

Um diese Zeit kommen die Kinder häufiger in die Schule, wenn nur nach derselben ein Topf voll gekochter Durra bereitsteht. Deshalb müssen wir uns in der Erntezeit, wenn der Schilluk bald um dieses, bald um jenes eine Kürbischale Durra verkauft, so viel es uns möglich ist, mit Korn versehen, um dann zur Zeit der Not diese Leute immer mehr an uns ziehen zu können.

P. Bernh. Kohnen F. S. C.

Aus dem Missionsleben.

Mein Diener Tomu.

(Von P. R. T.)

Teurer Leser, kennst du Tomu? Meinen Tomu, wie er leibt und lebt? Entschuldige freundlichst, wenn ich dir zumute, daß du ihn nicht kennst.

Es ist ein kohlschwarzer, kleiner, aber überaus starker Junge aus dem Lande der Njam-Njam. Was ihn von den andern Jünglingen der Station unterscheidet, ist wohl seine eigenartige Kopfbildung. Sein Gesicht ist eher breit als rund; im Zentrum desselben sitzt eine plattgedrückte Nase, die der Form nach einer Kartoffel nicht unähnlich ist; über derselben, verhältnismäßig hoch gelegen, blitzen zwei kleine Adleraugen, während unterhalb ein großer weiter Abgrund mit einem doppelten Zahngehege sich auf tut. Ich nenne diesen Mund einen Abgrund, denn nur ein solcher kann die Quantitäten aufnehmen, wie sie unser Tomu tagtäglich vertilgt. Der geehrte Leser denkt vielleicht, warum gibt man ihm denn zum eigenen Gebrauch ein so volles und gerütteltes Maß von Lebensmitteln? Nun, das ist gerade wieder ein Charakteristikum meines Tomu, daß er mit Hilfe des böhmischen Zirkels selbst dafür sorgt, seinen Heißhunger zu stillen. Was er ohne Wissen anderer erwischen kann, wird alsogleich vertilgt.

Schon seit langem hatte ich die vielleicht etwas befremdende Idee, mir einen Diener anzuschaffen, der mich auch auf meinen Reisen begleiten sollte. Tomu nun hatte sich um diese Zeit gerade vorgestellt, um mir seine Dienste als „Worassiel“, d. h. Hausdiener, anzutragen. Ich nahm ihn auf, übertrug ihm aber anfangs ein etwas einträglicheres Amt:

er sollte den Hof von Unkraut reinigen. Tomu war wenig erbaut darüber, fügte sich aber in die Anordnung. Abends jedoch, als er die Arbeit einstellte, erklärte er mir rundweg, seine Profession sei die eines Worassiel und andere habe er keine. Um den Handel ohne Mißhelligkeiten zu beenden, gab ich ihm nach und ernannte ihn zu meinem Worassiel. Ich habe mir dadurch aber selbst ein Kreuz aufgeladen, das ich gar bald wieder abzuliegen wünschte.

Einige Tage nach Tomus Ernennung machte ich mich in Begleitung zweier Denknaben und meines Dieners auf, um ein Dorf der Nachbarschaft zu besuchen. Zur größeren Bequemlichkeit hatte ich mir noch zwei Esel mitgenommen, den einen zum Reiten, den andern als Lastträger. Raum 300 Schritte vom Hause entfernt, entledigte sich letzterer seiner unbequemen Bürde. Einer der Knaben hält das ungebärdige Langoehr fest, während ich Tomu die Weisung gebe, das Gepäck besser aufzuschnallen. Doch dieser wirft mir einen fragenden Blick zu, der mir unzweifelhaft sagte, daß er von dieser Arbeit nichts verstehe. So war ich gezwungen, Tomu den ersten Dienstunterricht zu geben und das Tier selbst zu belasten. „Tomu, du gehst jetzt hinter dem Esel her, um ihn zum Gehen zu bringen.“ Ich steige auf und reite los. Doch der gute Mann bringt seinen Esel um keinen Schritt weiter; ich muß also absteigen und selbst den Eseltreiber machen.

Wir gehen nicht lange, da kommen wir zu einem Wassergraben, den wir in jedem Fall überschreiten müssen. Ich trage meinem Diener auf, Obacht zu geben, daß das Gepäck nicht ins Wasser falle. Mit beiden Händen um-

klammert er dasselbe, während ich den Esel durch eine Furt ziehe. Siehe da! Ein Sprung, der Esel ist auf der andern Seite, Tomu und das Gepäck liegen im Wasser. Die beiden Denka krümmten sich vor Lachen, während ich alle Not hatte, meine zwei übermütigen Grauschimmel festzuhalten. Schließlich gelang es meinen Begleitern, Tomu ans Trockene zu bringen und dann die einzelnen Stücke des Gepäcks herauszufischen. Da der Graben mehr Schlamm als Wasser enthielt, war der Schaden nur gering; verloren ging nichts von Bedeutung.

Nach siebenstündigem Marsch kommen wir endlich bei den Hütten des Häuptlings Abdalla an. „Tomu, stelle mir mein Bett auf.“ Der schlaue Diener antwortet mir mit einem ebenso vielsagenden Blick wie des Morgens beim Ausladen des Gepäcks. Da ich aber weder Zeit noch Lust hatte, selbst zuzugreifen, wandte ich mich an die beiden Denka, die das Bett dank ihrer Geschicklichkeit in wenigen Augenblicken hergerichtet hatten. Tomu hatte sich unterdessen mit einem großen Messer und einem Huhn entfernt. Nach einer langen Stunde kam er wieder und setzte eine Schüssel dampfender Fleischbrühe samt dem gebratenen Huhn vor mir hin. Ich untersuchte die Brühe und fragte dann, wie viel Salz er denn dazu verwendet habe. In aller Gemütsruhe gab er mir zur Antwort: „Es ist nichts davon übrig geblieben.“ Das Ende vom Liede war, daß Suppe und Huhn im Abgrunde seines Rachens verschwanden.

Des andern Morgens ging ich auf die Jagd und brachte eine Wildente; ich übergab dieselbe dem Häuptling mit dem Ersuchen, seine Frau möge sie mir zubereiten. So konnte ich nach der langen Reise endlich meinen Wolfshunger stillen.

Auf dem Rückwege ging Tomu mit dem geladenen Gewehr an meiner Seite. Ich unterhielt mich mit ihm ganz vortrefflich; ich stellte ihm die verschiedensten Fragen über sein

Heimatland und seine Stammesbrüder. Als ich ihn so nebenbei fragte, ob er verheiratet sei, gab er mir die sonderliche Antwort: „Nein! Ich habe noch niemand getötet.“ „Was sagst du da, du hast noch niemand getötet? Muß man denn in eurem Lande, um heiraten zu können, jemanden getötet haben?“ „Gewiß, Herr, denn sonst wird man als ein Knabe angesehen und einem solchen wird niemand seine Tochter zur Frau geben.“ Ob das auch wahr ist oder ob Tomu mir einen aufbinden wollte, kann ich allerdings nicht sagen.

Unter solchen Gesprächen verging die Zeit so schnell, daß wir beinahe unvermerkt zu Hause anlangten; ich war aber auch froh, wieder daheim zu sein. Meine ideale Vorstellung von dem Wert und Nutzen eines afrikanischen Dieners habe ich auf dieser Reise wohl verloren. Nachher wurde es von Tag zu Tag noch toller, so daß ich mich bald genötigt sah, meinem Tomu den Abschied zu geben. „Tomu,“ sprach ich, „da hast du deinen Lohn; er ist gering, aber du bist viel zu ungeschickt, um mehr zu verdienen. Indes höre! Wenn du einen andern Herrn findest, der dir mehr Hausverstand beibringt, so kannst du später zurückkehren. Ich werde dich dann wieder aufnehmen und besser bezahlen, denn im Grunde genommen bist du ja ein ganz guter Kerl. Adieu, auf Wiedersehen!“

Zarafat.

Die Lebensschicksale einer Sklavin.

Von einer Schwester unserer Mission.

Unter den Katechumenen, welche im April vergangenen Jahres auf der Negerkolonie Gesira die heilige Taufe empfangen, befindet sich ein altes Mütterlein mit Namen Zarafat. Die Lebensschicksale dieser nunmehr 90jährigen Greisin sind nur zu interessant, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten könnten. Noch aus einem andern Grunde scheint eine kurze Biographie dieser Schwarzen nicht unpassend. Die Art und Weise nämlich, wie sie aus der

Esklaverei in unsere Kolonie kam, läßt uns schwer die Güte der göttlichen Vorsehung erkennen, die dem verirrtten Schäflein so lange nachgeht, bis sie es endlich in ihre Arme schließen kann; zugleich gewinnen wir dadurch einen Einblick in die Art von Schwierigkeiten, mit welchen unsere Mission bei Erziehung der Neger hier in Ägypten zu kämpfen hat.

Die Heimat unserer Zarafat ist das südlich von Ägypten gelegene Nubien. Von ihrem

scheint sich auch wirklich recht gelehrig und gehorsam gezeigt und dadurch eine große Fertigkeit und Geschicklichkeit in Verrichtung der häuslichen Arbeiten erworben zu haben, wie der weitere Verlauf ihres Lebens oder, besser gesagt, ihrer Leidensgeschichte erkennen läßt.

Trotz all ihrer Vorzüge und ihrer guten Dienstleistungen konnte ihr Herr keine Sympathie für sie gewinnen, sondern erblickte darin als echter

Esklavenhändler nur eine sichere Gewähr für einen äußerst günstigen Handel. Bei der nächsten Marktgelegenheit mußte demnach unsere Zarafat in die Stadt, um dort, einem vernunftlosen Tiere gleich, auf dem Marktplatz verhandelt zu werden. Käufer war diesmal ein Türke namens Eschenbè, der sich geschäftshalber daselbst befand. Dieser führte seine neue Sklavin nach Dongola und



P. Tappi mit Missionspersonal im Bahr-el-Ghazal.

Geburtsort sowie von ihren Eltern kann uns die arme Alte leider gar nichts erzählen, weil sie schon als zartes Kind ihren Eltern geraubt und der Heimat entführt wurde. Vorerst kam das Kind auf einen judanesischen Sklavenmarkt, wo es gegen einen nicht unbedeutenden Preis an einen Syrier verkauft wurde. Dieser brachte es nach Syrien und hielt es daselbst bis zum 12. Lebensjahre. Die Behandlung, die unsere Zarafat von ihrem ersten Herrn erfuhr, war eine hinlänglich gute. Sie selbst

stellte sie unter das furchtbare Regiment seiner Gemahlin, einer Sarkase aus Konstantinopel namens Sophiana.

Im Dienste dieser Frau nun hatte Zarafat eine wahre Leidenschule durchzumachen. Ein ungeheures Arbeitspensum, eine schlechte, unzureichende Kost und eine allzu kurz bemessene Ruhezeit bildeten ihre Tagesordnung; dazu kamen noch die vielen Mißhandlungen und Züchtigungen, die nicht bloß sie, sondern auch die andern Sklaven und Sklavinnen erdulden

mußten. Für jeden noch so kleinen Fehltritt mußte man der furchtbarsten Hiebe mit der Mißpferdpeitsche gewärtig sein, ja es brauchte nicht einmal einen Fehler, um die Zuchttrute der Herrin verspüren zu müssen, es genügte oft schon ihre bloße Laune. Das Schrecklichste dabei war noch der Umstand, daß dieser Barbarismus mit jedem Tage wuchs, ohne daß ihm irgendwie Einhalt geboten werden konnte. Bei dieser Sachlage versteht es sich wohl von selbst, daß die unfreiwillige Dienerschaft stetig auf Flucht bedacht war. Allein die schlaue Herrin kam ihren Plänen auf die Spur und zahlte ihnen dieses Beginnen bitter heim. Zarat wurde wegen eines solchen Fluchtversuches zum strengsten und absoluten Hausarrest verurteilt, um von andern Strafen und Mißhandlungen, die sie deshalb erlitt, gar nicht zu reden.

In dieser Lage war sie nun so recht der Spucknapf ihrer Gebieterin; für alles, was im Hause vorkam, wurde sie in erster Linie verantwortlich gemacht und maßlos gezüchtigt. Noch grausamere und härtere Behandlung erduldet unsere Sklavin, als sie in ihrem 16. Lebensjahre nach längerer Krankheit eines Kindes genas. Während dieser kritischen Zeit verbot die unmenschliche Herrin bei Androhung der schwersten Strafen, ihr etwas anderes als trockenes Brot zum Unterhalt zu geben. Doch: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Das bewahrheitete sich auch hier wieder. Zarat erhielt durch eine barmherzige Leidensgefährtin Milch, Eier und andere Lebensmittel, so daß sie bald wieder hergestellt und arbeitsfähig war.

Weil sie aber in Verrichtung der häuslichen Arbeiten so geschickt und fleißig war, konnte ihr die Herrin weniger anhaben, dafür mußte ihr armes Kind herhalten. Konnte sie in ihrer Laune die Mutter nicht drangsaliieren, so ließ die Herrin ihren Zorn und ihren Mut-



Ein Beduine.

willen an dem kleinen, unschuldigen Kind aus. So schleifte sie einmal das arme Wesen so lange im Hofe herum, bis es ihr die Mutter, die auf das Schreien des Kindes herbeieilte, ganz zerschunden und totenbleich aus den Händen riß. Ein andermal steckte sie Asma, das war der Name des Mädchens, in einen leeren Wasserfrug, den sie dann mit Tüchern

ganz verdeckte. Zarafat suchte in namenlosem Wehe überall nach ihrem Kind, bis sie es endlich im Wasserkrug wimmern hörte; sie hob es heraus und küßte es voll Liebe und Freude darüber, daß sie es noch lebendig und wohlbehalten an ihr mütterliches Herz drücken konnte.

So schwer für sie all diese Leiden auch waren, sie hatte ihren Leidenskelch damit noch lange nicht geleert. Die schwersten Schläge sollten sie erst noch treffen. Als nämlich Asma bereits gehen konnte und somit nach afrikanischem Brauch nicht mehr so sehr der Obhut der Mutter unterstand, holte Sophiana eines Tages das Kind aus der Mitte der auf der Straße spielenden Kleinen, band es an den Balkon des Hauses und trieb ihm einen Nagel in das linke Auge. Natürlich erlag das arme Wesen nach wenigen Stunden der fürchterlichen und grauenhaften Tortur. Man denke sich den Schmerz, den die Mutter empfinden mußte, als sie ihr liebes Kind so zugerichtet in einem Winkel des Hauses fand. Doch was sollte sie in ihrer Hilflosigkeit machen? Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihren namenlosen Schmerz wohl oder übel zu verbeißen.

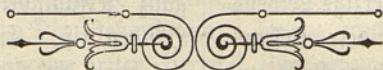
Noch grausamer und blutdürstiger als mit Asma verfuhr diese unmenschliche Bestie mit dem zweiten Kind Zarafats, einem schönen und muntern Knaben von drei bis vier Jahren. Diesen nahm sie eines Tages in ihr Gemach, verband ihm dort den Mund in einer Weise, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte; darauf legte sie auch die Füße und Hände in Bande und begrub ihn so lebendig unter der Stiege des Hauses. Nach kurzer Zeit jedoch holte sie den Knaben wieder hervor, um ihn bei lebendigem Leib in Stücke

hauen zu lassen. Das Fleisch wurde dann an der Sonne getrocknet, hierauf in einem Mörser zerstoßen und endlich als Speise zubereitet den Sklaven serviert.

Als Zarafat von diesem Schlachtverfahren Kenntnis erhielt, ergriff sie ein solcher Schmerz und eine solche Wut, daß sie heulend Reißaus nahm, um in eiliger Flucht die ägyptische Grenze zu erreichen. Sie wurde leider von Eschenbè, dem Gemahl Sophianas, noch eingeholt und auf das härteste gezüchtigt. Jeder Fluchtversuch erschien ihr nun aussichtslos und darüber grämte sie sich so sehr, daß sie in eine äußerst gedrückte, melancholische Stimmung verfiel.

Doch gerade in dieser Nacht der Verzweiflung sollte für sie der Hoffnungstern am Himmel aufgehen, und zwar glänzender und prächtiger denn je zuvor. Sophiana wurde nämlich infolge ihres ausschweifenden Lebenswandels sterbenskrank. Aber statt die wenigen Tage, die sie noch zu leben hatte, für ihre unsterbliche Seele zu verwenden, sann sie nur auf Mittel und Wege, wie sie Zarafat, ihre Sklavin, am schnellsten und bequemsten aus dem Leben schaffen könnte. Sie ließ deshalb ihren Gärtner mit einem scharfen Messer und gleichzeitig auch Zarafat zu sich bescheiden. Dann wandte sie sich an den Sklaven mit den Worten: „Ich will, daß du hier vor meinen Augen Zarafat das Haupt abschneidest.“

Dieser war alsogleich dazu bereit und hätte es auch sicher getan, wenn sich Zarafat nicht noch rechtzeitig aus dem Hause geflüchtet hätte. Sophiana aber erlag in der darauffolgenden Nacht den heftigen Schmerzen ihrer Krankheit und so unterblieb die Ausführung des tyrannischen Befehls. (Schluß folgt.)



Unterhaltendes.

Doppelte Ketten.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Muselmännischer Katechismus.

Erst in vorgerückter Stunde nahm die Karawane den Marsch wieder auf. Die Sklaven, Opfer der am Abend stattgehabten Festlichkeit, waren durchwegs schlecht beisammen und so ging es nur langsam weiter. Die Araber ließen die Peitsche diesmal ruhen, denn sie selbst waren übel gelaunt und des Marsches überdrüssig, wie es nach dem wüsten Gelage auch nicht anders zu erwarten war. Die Schwarzen wurden vom Hunger gepeinigt. Vor dem Aufbruch hatten sie noch um ein Stücklein Brot gebeten, aber man vertröstete sie auf Sonnenuntergang. „Wer: damit nicht zufrieden ist,“ fügte Suf warnend hinzu, „der wird gepeitscht, bis ihm das Blut am Rücken herunterläuft!“ Nach einer kleinen Strecke Weges mußte die Karawane die schattigen Wäldchen und Gebüsche verlassen. Steppen und Wiesen mit spärlichem Graswuchs lagen vor ihnen; in weiter Ferne sah man die Wüste: eine endlose, gelbe Sandfläche, von welcher sich nur wenige nackte, sonnenverbrannte Hügel abhoben; da und dort konnte man eine kleine Dase erblicken, einzeln zerstreut wie die Inseln im unermesslichen Ozean. Suf machte Halt, um auf den Scheich zu warten, der hinter der Karawane herritt. „Machen wir beim letzten Brunnen Halt?“ fragte er untertänig. „Nein“, war die kurze Antwort. „Es handelt sich darum, die leeren Schläuche zu füllen.“ „Sie wurden im Dorf gefüllt; das von dort mitgenommene Wasser muß genügen.“ Suf hatte noch eine Bemerkung auf der Zunge, aber ein entschiedenes „Fertig!“ des Scheich schloß ihm den Mund. Gewohnt, blindlings zu gehorchen, zog er sich schweigend zurück. „Warum läßt du kein Wasser nehmen, wenigstens für die Sklaven?“ fragte Emimi den Scheich. „Weil wir es in fünf oder sechs Tagen im Überfluß haben werden.“

„Willst du denn zur großen Dase ziehen?“ — „Ja.“ — „Gehen wir also nicht direkt auf den Markt?“ „Ich will zuerst an meine Zeriba denken.“ „Das wird mir jetzt doch schon zu viel.“ „Du wirst für deine Mühe reichlichst entschädigt werden; und wer weiß, ob wir nicht auch in der großen Dase einen guten Handel abschließen können.“ Emimi schwieg; mit diesem Plane Amurs konnte er sich durchaus nicht einverstanden erklären; er hätte die Sklaven lieber sogleich verkauft und seinen Teil eingesteckt. Doch er wollte sich vorläufig fügen.

Die Karawane hatte indessen die Sandwüste erreicht. Der Marsch wurde jetzt sehr beschwerlich. Die Tropensonne sendete brennende Strahlen auf das glühende Sandmeer nieder. Der Boden war brennend heiß und die Neger, die an den Schatten ihrer Wälder gewöhnt waren, litten durch den feurigen Sand, der in die Wunden ihrer offenen Füße eindrang, ganz unfähig. Dazu kam noch der Hunger und die Qual des Durstes. Viele konnten nur durch Schläge weitergebracht werden. Anton indes war unermüdblich, die Christensklaven zu ermutigen. „Schweig doch einmal!“ rief ihm ein heidnischer Bursche ungeduldig zu. „Ich glaube weder an deinen Gott, noch an meine Götzen, denn wenn es Götter gäbe, so könnten sie mich nicht so leiden lassen.“

Die Araber verrichteten regelmäßig fünfmal des Tages ihre Gebete; zu den liturgischen Waschungen benützten sie in Ermangelung des Wassers den Wüstenand. Wie eigenartig doch diese Muselmänner sind! Ein Gemisch von unmenschlicher Grausamkeit und tiefer Religiosität; grausam, obwohl sie streng religiös sind; ja gerade deshalb. Wäre dieses Volk christlich, seine Tiefsgläubigkeit könnte die herrlichsten Tugenden zeitigen! Doch ihre Befehrung ist menschlich gesprochen unmöglich; die Mittel, die man zur

Verfügung hat, sind ohnmächtig. Es braucht ein besonderes Ereignis, ein direktes Eingreifen der göttlichen Vorsehung.

Am meisten hatten auf dem Marsche durch die Wüste die Kinder zu leiden. Ein armes Geschöpf von kaum fünf Jahren konnte nicht mehr weiter. Kraftlos sank es zur Erde, da es die wunden Füße nicht mehr vorwärts brachte. Ein *Asker**) peitschte es, doch vergebens. Das Kind weinte nur. „Oga! (so nannten sie die Schwestern) Weiße Oga, hilf mir!“ schrie es ängstlich. Doch anstatt der bekannten Stimme der guten Schwester antwortete ein freischender Fluch des Soldaten. Die Karawane zog vorbei. Die Sklaven betrachteten das Geschöpf mit Mitleid, überzeugt, daß auch ihnen früher oder später dasselbe Los bevorstünde. Die Kinder weinten und schrien bei diesem Anblicke. Emini und der Scheich hielten, als sie die Stelle erreicht hatten. „Soll ich es töten?“ fragte der *Asker*. „Kann es nicht mehr weiter?“ „Es trogt und will nicht gehen.“ „Es kann nicht; die Füße sind eine einzige große Wunde“, sagte Emini, der inzwischen abgestiegen war und das Kind mit einem gewissen Interesse untersucht hatte, etwa wie es ein Herr mit einem seiner Haustiere macht, wenn er fürchtet,

daselbe wegen einer Krankheit oder einer Wunde zu verlieren. „Soll ich's also umbringen?“ fragte der *Asker* zum zweiten Male. „Ja.“ — „Nein!“ entgegnete jetzt Emini. „Laß es lieber von einem starken Sklaven tragen, vielleicht von jenem blöden Anton, der dir so lieb ist.“ „Es ist

besser, wir töten die Kleine.“ „Warum das? Das Kind ist gesund und hübsch und kann auf dem Markte wenigstens seine 20 Taler einbringen. „Aber ich fürchte“, meinte der Soldat, „das Beispiel findet Nachahmer.“ „Welches Beispiel?“ „Nun ja, so mancher, dem das Laufen zu dumm wird, will sich dann von den Stärkeren tragen lassen.“ Mit höhnischem, ja verächtlichem Lächeln versicherte Emini: „Das werde ich schon zu unterscheiden wissen, ob einer wirklich nicht mehr kann oder sich nur verstellt. Mich hat noch keiner getäuscht, kein einziger.“

Amur ließ sich von Emini, dessen geistige Überlegenheit er anerkannte, in vielen Stücken be-

herrschen. So wurde Anton gerufen, damit er das Kind trage. Obwohl er an seinen Ketten und dem schweren Gepäck genug zu schleppen hatte, nahm er, ohne das geringste Zeichen von Unzufriedenheit, sorgsam wie eine Mutter das arme Geschöpf auf seine Arme und zog geduldig weiter. Seine freundlichen, wohlmeinenden Worte beruhigten und trösteten das verlassene Kind. „Bete



Die Sklavenkarawane in der Wüste.

*) Soldat; die Mehrzahl dazu ist *Asfari*.

nur zum lieben Heiland! Er kann gegen die Bitten eines Kindermundes nicht taub sein.“ Die Kleine faltete ihre schwarzen Händchen und betete mit Anton das Vaterunser; die nächststehenden Christensklaven beteten mit.

Am diesem Abend lagerte die Karawane in einem engen, öden Tal, zwischen zwei hohen Sanddünen. Die Sklaven legten ihre Bündel ab und bekamen nun ihre Mahlzeit; aber es war zu wenig, viel zu wenig, um ihren Hunger zu stillen. Zwei Bananen, eine Handvoll Durra, die vor einigen Tagen gekocht worden war, und einen Schluck Wasser. Ihren Durst zu löschen, daran war gar nicht zu denken. Die Sklaven beklagten sich bitter; sie baten inständig, ihnen doch aus Mitleid ein Stücklein Brot zu geben und etwas Wasser. Wie quälte sie der Durst! Besonders das Flehen der Kinder war steinerweichend. „Wasser!“ riefen sie, „einen Tropfen Wasser noch!“ „Ruhig!“ rief Rubas drohend. „Wer schreit oder weint, bekommt die Rute. Glaubt ihr denn, wir werden euch so füttern, wie ihr es zu Hause gewohnt waret. Dort seid ihr frei gewesen und habt nach Belieben essen können, aber jetzt, vergeßt es nicht, jetzt seid ihr recog. Wer schimpft, bekommt die Peitsche und drei Tage kein Wasser; ich schwöre es beim Barte des Propheten, der so lang und knotig war wie meine Peitsche und die ganze Welt befehrt hat.

Auch die Portionen für die Askari und die Araber waren recht mager. Gelingt es den Sklavenjägern nicht, irgend ein Dorf zu plündern oder wenigstens ein Wild zu erlegen, so sind sie auf ihren langen Märschen sehr genügsam.

Während die beiden Führer ihren Kaffee tranken, wurde auf Befehl des Scheich Anton wieder vorgeführt. „Nun?“ fragte Amur mit erwartungsvollem Blick. Anton schwieg. „Antwortest du nicht? Hast du über meinen gestrigen Vorschlag noch nicht genügend nachgedacht?“ „Ich habe nicht weiter daran gedacht“, entgegnete Anton kühl. „Abgesehen bin ich von vornherein entschlossen, niemals zur Religion Mohammeds überzutreten.“ „Du Glender! Du wagst es, deinem Herrn den Gehorsam zu verweigern?“ schrie Emini und versetzte ihm mit seinem Stock einige Hiebe. „Die Peitsche wird dich schon klein

machen, und wenn das nicht genügen sollte, so werden wir neue Qualen ausfinden. Ich will nicht mehr Emini heißen, wenn ich es nicht zuwege bringe, daß du dem Mohammed vor deinem Isa ben Marjam den Vorzug gibst.“ Emini schloß mit einem gräßlichen Fluche auf Jesus. „Fluche ihm nicht!“ fuhr ihn Anton entriistet an. „Du willst mir das verbieten?“ sagte Emini höhnisch. „Er wird dich zu strafen wissen.“ „Er mich strafen? Ich fürchte ihn nicht!“ „Nicht. — Bedenke es doch, daß du einmal vor seinem Richterstuhl wirst erscheinen müssen.“ „Ich? Niemals! Ich bin kein Christenhund!“ schrie Emini voll Borneswut. Der Scheich legte seine Hand auf Eminis Schulter. „Anton hat Recht“, sagte er ernst, „du sollst Isa ben Marjam nicht fluchen, er könnte dich strafen. Wir alle müssen einst, früher oder später vor seinem Richterstuhle erscheinen. Möge er uns dann gnädig sein!“ „Auch du glaubst?“ ... fragte Emini überrascht. „Du hast den Koran nicht gelesen. Mohammed sagt es und Mohammed, das weißt du, Mohammed kann nicht irren.“ „Dieser elende Christ soll recht haben?“ schrie Emini und sprang auf, um sich mit der Peitsche auf ihn loszustürzen; doch Amur hielt ihn zurück. „Du wehrest es mir, einen Sklaven zu züchtigen?“ fuhr ihn Emini erregt an. „Das kannst du ein andermal tun, jetzt laß mich sprechen!“ sagte Amur in entschiedenem Tone. Unwillig nahm Emini wieder Platz.

„Warum willst du mir nicht gehorchen?“ fragte der Scheich Anton. „Herr, mit Ausnahme dieser einzigen Sache will ich dir in allem gerne gehorchen.“ „Warum diese Ausnahme?“ „Weil über dir ein Gott ist, dem ich nicht ungehorsam sein kann.“ „Der wahre Gott ist Allah und Allah will, daß alle seinen Propheten ehren.“ „Ich aber glaube an die Religion des Missionärs.“ „Jener Missionär ist unser größter Feind.“ „Aber für uns hat er sehr viel getan und hat uns innig geliebt.“ „Genug davon. Ich habe gesagt, daß er unser Feind ist und damit basta. Ich dulde keine Erwiderungen.“ Anton schwieg. „Willst du also die Formel nachsprechen?“ „Ich kann nicht! Ich bin Christ und will meinen Erlöser nicht beleidigen.“ „Du beleidigst ihn ja nicht, wenn du Mohammed ehrst, den er selbst

anerkannt und von dem er gesprochen hat.“ „Sagt nicht der Koran selbst, daß Jesus auch den Mohammed richten wird? Wie soll ich also von der Religion des Richters zur Religion dessen abfallen, der gerichtet wird?“ fragte Anton, den der Missionär solches gelehrt hatte, um ihn zu stärken und zu waffnen gegen die muselmännischen Irrtümer, die sich in Afrika immer weiter verbreiten. „Ah, du wagst es, den Propheten anzugreifen?“ fuhr Emini heftig dazwischen. „Mag Amur sagen, was er will, ein Muselmann kann so etwas nicht ungestraft lassen.“ Mit diesen Worten sprang er auf und ließ die Peitsche auf den bloßen Leib Antons niedersausen, daß das Blut in hellen Tropfen niederperlte. Wierig saugte die afrikanische Erde jenes kostbare Blut des Märtyrers auf, der für seinen Glauben litt, jenes Blut, welches allein den Fluch Noes von jenem unglückseligen Erdteil hinwegnehmen kann.

Schweigend ertrug Anton die Schmerzen dieser Geißelung; er dachte an seinen Heiland, der dasselbe gelitten hatte. Emini hörte in seiner Wut nicht auf, auf Anton loszuschlagen; er hätte ihn auf der Stelle totgeschlagen, wenn Amur nicht dazwischen getreten und ihn gewaltsam daran gehindert hätte. „Ich habe dir schon gesagt, daß ich Anton für meine eigenen Zwecke brauche.“ „Der Teufel soll dich mit all deinen Plänen und Zwecken holen!“ Zornig und rachebrütend entfernte sich Emini. Amur wandte sich wieder zu Anton. „Warum willst du mir nicht gehorchen?“ „Weil ich Gott weit mehr Gehorsam schuldig bin.“ „Wenn du nicht willst, laß ich dich noch einmal geißeln.“ Anton senkte schweigend sein Haupt. „Du hast es schon verspürt, wie angenehm die Peitsche ist, denn du blutest. Tue dein mögliches, um dem zu entgehen.“ „In allem will ich dir gehorchen, befehl mir nur nicht den Ungehorsam gegen meinen Gott. Wie willst du, daß ich dir gehorche, wenn ich ihm ungehorsam sein soll?“ „Ich verlange ja gerade deshalb, daß du Allah anbetest, weil ich will, daß du ihm gehorsam seiest. Weißt du nicht, daß ich dich auch töten kann?“ „Aber wenn ich Gott verlasse, so wird er mich auf ewig in die Hölle verstoßen.“ „Tor! Nur die Christen kommen in die Hölle; dort ist ein Baum, an dem Teufelsköpfe wachsen; der Christ muß diese essen und

sie fressen ihm dann sein Eingeweide auf. So wirst du hier und dort unglücklich sein. Wenn du dagegen dem Islam beitriffst, verspreche ich dir die Freiheit. Sogleich werden deine Ketten fallen und du wirst mich als Freier in meine Zeriba begleiten. Dort wirst du als mein Sekretär fungieren, Einnahmen und Ausgaben notieren und bei meiner Abwesenheit die Sklaven überwachen. Sage mir, hat dir der Missionär je ein solches Angebot gemacht? Freiheit, Geld und ein schöner Posten, alles liegt in deiner Hand, gibst du dein Jawort?“ „Herr, ich danke dir für dein schönes Angebot, das ich gewiß nicht verdient habe.“ sagte Anton zaudernd; es fehlten ihm die passenden Worte, um seine Zurückweisung zu begründen. „Bist du einverstanden?“ fragte Amur nicht ohne alle Hoffnung. Es lag ihm alles daran, den Sklaven zu gewinnen, der ihm so nützlich sein konnte. „Ich kann nicht!“ — Das Gesicht Amurs verdunkelte sich. Diese Antwort hatte er doch nicht erwartet, sein Vorschlag schien ihm zu verlockend zu sein. „Gelte ich dir so wenig, daß du mein Anerbieten zurückweist und mir nicht einmal als Sekretär dienen magst?“ „Gerne wollte ich dir dienen; es würde mich freuen, deine Einkünfte vermehren zu können, was mir bei meinen Kenntnissen auch nicht zu schwer wäre; doch der Preis dafür ist mir zu hoch, ich kann nicht!“ „Elender, weißt du nicht, daß du mir gehorchen mußt, weil du mir gehörst?“ „Nur der Leib gehört dir, die Seele nicht!“ Der Scheich lachte. „Du bist ein Neger und hast überhaupt keine Seele.“ „Wenn ich keine Seele habe, warum liegt dir dann meine Befehrung zum Islam so am Herzen?“ bemerkte Anton ganz richtig. „Weil ich es so will, und wenn der Herr etwas will, so hat der Sklave nicht lange zu fragen, sondern zu gehorchen. Doch lassen wir das. Damit du siehst, wie gut ich bin, verlange ich auch heute keine Antwort. Ich lasse dir bis zu unserer Ankunft in der Zeriba Zeit dazu.“

Auf einen lauten Ruf kam Sues, der Führer der Askari. „Sues, du oder ein anderer muß diesen Burschen in unserer Religion unterrichten und ihm den hohen Wert derselben handgreiflich machen. Wer ihn befehrt, bekommt 10.000 Kauri.“ Der Preis war nicht zu verschmähen. Zehn-

tausend Kauri machen doch ihre 20 Kronen und damit konnte man auf dem Markte schon einige recht angenehme Tage verleben. Sues legte seine Hand untertänigst an die Brust und mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung erwiderte er: „Herr, ich selbst will ihn unterrichten mit Worten und mit der Peitsche, ja mehr noch mit der Peitsche, wie es unser Herr Mohammed macht. Ich bürgе mit meinem Kopfe für seine Befehring.“ „Wenn es nötig ist, magst du ihn schlagen, aber hüte dich, ihm zu schaden, denn er soll für mich noch viele Jahre arbeiten.“ „Willst du ihn zu einem Isaker machen?“ fragte Sues schön-tuerisch. „Geh deiner Wege“, antwortete Amur, der seine Pläne nicht an die große Glocke hängen wollte.

Sues schleppte den armen Sklaven mit sich. „Komm, du Christenhund! Der alte Sues hat

deine Befehring versprochen, Sues weiß sein Versprechen auch zu halten. Beim Worte des Propheten, von dem jedes Haar hundert Feinde niederschmettert, die Formel wirfst du in jedem Falle nachsprechen. Komm mir!“ — Der Katechismus begann sogleich, jedoch mit der Peitsche.

Schon die ersten Anhänger Mohammeds eroberten den Orient mit Waffengewalt und ließen den unterjochten Völkern die Wahl zwischen Islam oder Tod. So ging es durch alle Zeiten. Und da gibt es noch Leute, die sich über die schnelle Verbreitung des Islam wundern und ihn mit der Religion Christi vergleichen wollen! Es ist wahr, beide Religionen wurden durch Blut verbreitet: doch die katholische Religion durch das Blut der eigenen Kinder, der Islam durch das Blut besiegtter Völker.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Einweihung der neuen Kapelle in Messendorf.

Eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung scheint uns in der grünen Steiermark, in unmittelbarer Nähe von Graz, eine neue Niederlassung vorbereiten zu wollen. Bereits sind wir unter günstigen Umständen in den Besitz eines Anwesens gelangt und am 1. Mai konnte bei wunderbarem Wetter die neuerbaute Kapelle eingeweiht und uns zur seelsorglichen Tätigkeit übergeben werden. — Über die Feierlichkeit selbst schreibt das „Grazzer Volksblatt“ vom 2. Mai unter anderm:

„Die Kapelle zur schmerzhaften Muttergottes in Messendorf ist gestern vormittags unter großem Andrang des Volkes feierlich eingeweiht worden. Unter den Klängen der bekannten Feuerwehrkapelle von Fernitz, unter Glockengeläute und Pöllerknall zog die hochwürdige Geistlichkeit, begleitet von der Gemeindevorstellung, der freiwilligen Feuerwehr von Untal und dem Jungfrauenverein von

St. Peter zum neugebauten Kirchlein, das in seiner schlanken Gotik über das ganze Grazerfeld hinschaut. Nach der kirchlichen Weihe, welche hochw. Herr Dechant und f. b. geistlicher Rat Georg Schobl unter Assistentz der hochw. Herren Pfarrer Fauland von Sankt Peter und Peinlich von Fernitz, des hochwürdigen Herrn Direktors Dr. Buchas und dreier Missionäre vornahm, folgte eine herzliche Ansprache des hochw. Herrn Dechants sowie eines Missionärs, worauf der Herr Dechant die erste heilige Messe in der Kapelle zelebrierte. Nach dem Gottesdienst vereinigte ein Festmahl die Gäste im Hause Schönbacher, wobei es an Segenswünschen für die neue Niederlassung nicht fehlte. Über das neue Kirchlein selbst wird uns geschrieben: Einem Gelübde verdankt das Kirchlein sein Entstehen. Nach einer schweren Krankheit, die die letzten Mittel des Stifters aufgezehrt hatte, wieder genesen, hat der damals 19jährige Karl Schönbacher, vulgo König, in Messendorf, das feierliche Versprechen gegeben, wenn es seine Mittel einmal erlauben sollten, zum

Dank für seine Genesung eine Kapelle zu stiften. Seither sind 60 Jahre vergangen; ein Leben voll harter Mühe und eifrigen Schaffens hat dem 80jährigen endlich die Erfüllung seines Gelübdes möglich gemacht. Die Kapelle aber, die Zeugnis ablegt von dem Biedersein des Stifters, liegt hart an der Grenze von Messendorf auf einem Hügel, ebendort, wo die Straße nach Mutal abbiegt. Das schmucke Bauwerk mit dem schlanken Türmchen mit Uhr und Spitzbogenfenstern ist weithin sichtbar und macht mit seinen sauber gehaltenen Konturen, die sich leuchtend vom saftigen Grün abheben, seinem Schöpfer alle Ehre. Johann Muhry, der Bildhauer aus Ferniz, der sich bei diesem Kirchlein als Architekt, Baumeister und Bildhauer in gleicher Weise tüchtig erwiesen hat, kann auf sein Bauwerk auch mit gutem Grunde stolz sein. Auch das Altarbild, die Kreuzesabnahme darstellend, legt Zeugnis ab von dem Geschick, das Johann Muhry als Bildhauer bekundet. Noch fehlt ein Teil der Ausschmückung. Im Innern so gut wie fertig, fehlen noch die Standbilder der sechs Heiligen, womit die Kapelle auch außen geschmückt wird. Das Geläute aber, von Samassa in Laibach gegossen, und die Uhr, die der Uhrmacher Pausch aus Hausmannstätten verfertigt hat, erfreuen durch Klang und Genauigkeit bereits die Bewohner der Umgebung. Die Kapelle, der schmerzhaften Muttergottes gewidmet, wird nunmehr den Söhnen vom heiligsten Herzen Jesu, den Missionären für Zentralafrika, übergeben und von diesen betreut werden. Ursprünglich hätte die Kapelle nach dem Wunsche des Stifters, der damit in gleicher Weise das Jubeljahr des Heiligen Vaters und unseres Kaisers feiern wollte, am 2. Dezember 1908 eingeweiht werden sollen.“

Wie wir einem Briefe von dort entnehmen, ist der Gottesdienstbesuch sehr stark und besonders jener der Maiandacht ganz unerwartet zahlreich.

Im Vertrauen, daß in der ganzen An-

gelegenheit Gottes Finger zu erkennen ist, empfehlen wir diese neue Niederlassung dem Gebete und dem Wohlwollen unserer Wohltäter.

Ideal eines Kochs.

Das Kochen gilt bei unsern Negern ausnahmslos als Sache der Frauen. Es ist darum nicht so leicht, einen Neger zu finden, der sich dazu verstände, auch nur einen Topf aufs Feuer zu setzen. In Ortschaften, wo die Soldaten ihre Quartiere haben, geben diese ein gutes Beispiel hierin und finden auch leicht Nachahmer; aber inmitten des Landes, wo eben die Missionsstationen gleich Dafen isoliert liegen, ist es recht schwer, einen Küchenjungen zu bekommen. Es bleibt einem oft nichts anderes übrig, als sich an den Ortsvorsteher um seine Vermittlung zu wenden; und auch diesem gelingt die Sache nicht immer so leicht, denn es geschieht nicht selten, daß sich die Ausserkorenen seinem Einflusse durch die Flucht entziehen. Diese Abneigung gegen das Kochen findet sich, wie gesagt, bei allen Schwarzen, am größten aber scheint sie bei den Djur zu sein; dabei aber sind es gerade wieder sie, die die größte Sympathie für Gastmähler und Schmausereien bekunden.

Ist ein Negerbursche aber einmal in Amt und Würde, so zeigt er sich gegenüber dem Bruder, der ihn unterrichtet, meist recht aufmerksam und gelehrig. In 14 Tagen kann er schon leidlich kochen und bekommt dann als Anerkennung seiner Geschicklichkeit ein Paar Beinkleider, eine Auszeichnung, die ihn weit über alle Stammesbrüder erhebt.

Es versteht sich wohl von selbst, daß der junge Koch während seiner Lehrzeit auch so manchen Fehlgriff macht, daß er z. B. Sachen, die ihm zur Zubereitung der Speisen gegeben wurden, anderweitig verwendet oder daß er einem ein Huhn ohne Schenkel serviert; manchmal verschwindet sogar die Hälfte des Gerichts. Das Merkwürdige dabei ist dann nur das, daß man von der Unschuld des Kochs ganz und gar überzeugt sein kann. Wer es nicht glaubt, frage ihn nur und versichere sich dessen aus seinem eigenen Munde. „Niemand hat mich etwas ent-

wenden gesehen, Abuna, auch ich habe keinen Dieb bemerkt; fehlt trotzdem etwas, so ist das eben ein Zeichen, daß es nicht mehr da ist.“

In bezug auf die Reinlichkeit ist wohl niemand genauer als unser Koch. Er ist imstande, dasselbe Wasser, das er zum Spülen benützte, gleich darauf als Waschwasser zu gebrauchen oder umgekehrt. Wer näher zusehen wollte, fände im Kochgeschirr gleichzeitig Speiseüeberreste, Teller, gebrauchte Strümpfe und vielleicht auch Schuhe. Wollte man ihm darob Vorhaltungen machen, so wäre das ganz fruchtlos; er bleibt bei seiner Gewohnheit und lacht und spottet nur über die Eigenheiten und Absonderlichkeiten der Europäer. „O die Europäer,“ sagte er eines Tages, „die sind wohl die sonderbarsten Leute, die es gibt. Schauen Sie mir! Wollen sie etwas reinigen, so brauchen sie dazu für alle Gegenstände Wasser und trotzdem unterscheiden sie zwischen Wasser und Wasser; was ihnen zur Reinigung des einen Stüdes diente, ist ihnen zum selben Zwecke für einen zweiten Gegenstand nicht mehr brauchbar. Kann es wohl eine albernere Extravaganz geben als diese? Wenn da nicht auch der Ortsvorsteher mitzureden hätte und keine so gute Zahlung in

Aussicht stünde, so meine ich, würde sich kein Hund finden, der bei solchen Abernheiten dienen wollte.“ Unter solchen und ähnlichen Zwischenfällen geht die einmonatliche Dienstzeit des Gehilfen zu Ende. Am Tage der Vergeltung für seinen guten und treuen Dienst erscheint der Koch in europäischer Kleidung vor seinem Herrn. Seine Statur ist während dieses einen Monats ziemlich ansehnlich geworden, doch auch sein Wissen und seine Geschicklichkeit in der Kochkunst haben solchen Fortschritt gemacht, daß der Missionär für die Zukunft das Beste hoffen kann und ihm gern den versprochenen Lohn ausbezahlt. „Mein Junge, da hast du dein Monatsgeld; bist du damit zufrieden?“ „Oh, gewiß!“ „Gut, dann geh nur gleich und bereite uns das Mittagessen!“ „Entschuldige,“ sagt er mit tiefstem Bedauern, „ich muß jetzt nach Hause gehen, mein Vater wünscht mich. Ich habe schon für dich gesorgt und bringe dir einen andern, der meine Stelle einnehmen wird.“ — In solchen Augenblicken weiß man vielleicht oft nicht, was man sagen soll. Das einfachste ist es, man unterdrückt den Ärger, sagt dem Treulosen ein freundliches „Auf Wiedersehen!“ und fängt dann wieder von vorne an.

Weiteres.

Nette Aussicht. „Wieviel berechnen Sie für das Zahnziehen?“ — Dorfbarbier: „Für die Stunde 50 Heller.“

Ein Nachruf. Ein Bürgermeister, welcher nach dem Wunsche der Bürgerschaft das Bildnis seines verstorbenen Vorgängers im Amte im Rat-

haussaale aufstellen ließ, schloß diesen feierlichen Akt mit den Worten: „Ja, geliebte Mitbürger, dieser Mann hätte schon bei Lebzeiten verdient, hier aufgehängt zu werden, aber er hat sich daselbe stets verboten.“

*

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Verlag von Felizian Rauch in Innsbruck. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Leben des heiligen Franziskus von Assisi. Von P. Bernhard Christen von Andermatt O. Cap., früher Generalminister des ganzen Kapuzinerordens, Titularerzbischof von Stauropolis. Mit einem Farbendruck und 31 andern Bildern, auf Kunstdruckpapier gedruckt. Mit Approbation der römischen Zensurbehörden. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr.-8°. X und 480 Seiten. Broschirt Kr. 5.—, Mk. 5.—, in Leinwandband mit Rotschnitt Kr. 6.20, Mk. 6.20.

Eine italienische Ausgabe zu gleichem Preise erschien in demselben Verlage.

Die erste 1899 erschienene Auflage dieses Buches ist von der katholischen Presse allgemein mit vielem und verbientem Lobe ausgezeichnet worden. Die rasche Folge der vorliegenden zweiten Auflage beweist, daß das Buch zahlreiche Freunde gefunden hat. Die Absicht des hochw. Verfassers, keine „kritische“, sondern eine erbauliche Biographie des Heiligen zu schreiben, die aber, beruhend auf den ältesten und echten Quellen und den neuesten Ergebnissen der diesbezüglichen histo-

reihen Forschungen, sich vor ausschließlich wissenschaftlichen, kritischen Forschungen über Franziskus nicht zu scheuen hat — diese Absicht ist in der neuen Auflage noch vollkommener erreicht. Sie ist wirklich, wie der Verfasser sagt, besser und vollständiger als die erste. Ganz neu ist das letzte Kapitel, in welchem die weltgeschichtliche Bedeutung des Heiligen im Wirken seiner drei Orden dargestellt wird. Vermehrt sind auch die Illustrationen, von denen die Mehrzahl zum Vorteil der Leser nun in den Text selbst hineingesetzt sind. Das von der Verlagshandlung auch schön, ja herrlich ausgestattete Buch muß dem deutschen katholischen Volke umsomehr empfohlen werden, als in neuerer Zeit protestantische Schriftsteller den Heiligen mit ihren maßlosen, falschen Voraussetzungen im durchaus unkatholischen Geiste behandelt, sein edles, heiliges und fruchtbares Leben entstellt und verzerrt haben.

P. Franz Gattler S. J.

Ueber das Buch liegen weitere beste Empfehlungen vor.

Was redet der Weiße Sonntag zum Mutterbergen? Diesen schönen Artikel bringt Heft 4 der bekannten und überaus beliebten Hausfrauen- und Mütterzeitschrift „Eliabetsblatt“. (Presbverein Linz, jährlich 12 Hefte, Kr. 2.24.) Ein wunderschönes Bild zeigt den Heiland, wie er die Kommunion reicht allen Mitleidigen und Beladenen. Vorzüglich ist der Artikel über Patenwahl von S. v. H. und über die Kunst von M. Witte. Jede Mutter wird mit Nahrung den Artikel Stelzhamer und seine Mutter von Stiebler lesen (mit zwei Illustrationen). Leopold Gheri bringt neue spannende Reiseerlebnisse aus der Sahara. Von dem weiteren Inhalte heben wir hervor: Warum die Damen sich scheuen, ihr Alter zu nennen, Praktische Winke über Kindererziehung, Gesundheitspflege, Ueber Einfachheit in der Ausstattung der Wohnung, Handarbeiten mit sechs Abbildungen, die Audriken für Küche und Keller, Kleider und Wäsche, Unser Hausarzt, Warnungstafel, Für Garten- und Blumenfreundinnen. Das „Eliabetsblatt“ kann noch immer bezogen werden.

Ein Viertelstündlein bei der Mutter betitelt sich ein reizender Artikel von Therese Raf in der Familienzeitschrift „Ave Maria“ (Presbverein Linz, jährlich 12 Hefte Kr. 1.84, nach Deutschland Kr. 2.52). J. Delabar setzt seine Lebensbeschreibungen treuer Marienverehrer fort, Tiensberger schildert uns die hochromantisch im Gebirge gelegene Tirolerwallfahrt Kaltenbrunn (vier Bilder), Pesendorfer weiß mit viel Humor von der Seekrankheit zu erzählen, wir landen diesmal auf norwegischer Küste in Stavanger. Vom weiteren Inhalt heben wir hervor das fein empfundene Gedicht Maiglöckchens Traum und seine Erfüllung von Antonie Tippner, Muttergottesberge von Pesendorfer, die vierte Gruppe der Totentanzbilder von St. Peter in Straubing, Maiensfreude des hl. Philipp Neri, die Hilfe der Christen von Better Roman, die spannende Erzählung In der Unterwelt von Leopold Gheri, eine Biographie des neuen Bischofs Dr. Gittmai. Das mit 17 Bildern geschmückte Heft verdient nach Inhalt und Ausstattung alle Anerkennung. Die Zeitschrift kann noch immer bestellt werden.

Das Mailheft der Kinderzeitschrift **kleines Ave Maria** bringt eine Menge von ernsten und heitern Texten mit vielen Bildern, alle der Fassungskraft der Kinder angemessen. Manche Artikel haben auch pädagogischen Wert.

Möchten alle Katecheten und Eltern den Kindern diese kleine billige Zeitschrift verschaffen!

Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck:

Die öftere und tägliche Kommunion nach dem päpstlichen Dekret vom 20. Dezember 1905 von P. Josef Hättenschwiler S. J., Redakteur des „Sendboten“. Mit kirchlicher Druckgenehmigung und besonderer Empfehlung des hochwürdigsten Fürstbischofs von Brixen. Von mehreren bischöflichen Ordinariaten und theol. Blättern als vorzüglich bezeichnet. Zweite Auflage. 94 S. in 8°. Brosch. 80 Heller = 70 Pf., geb. Kr. 1.40 = Mk. 1.20.

Die vorzügliche Schrift kann ob ihres gebiegenen Inhalts nicht nur Priestern, sondern auch Laien aufs beste empfohlen werden. Das Büchlein ist so recht geeignet, die Seelen zur öfteren, ja täglichen Kommunion anzuregen und die irrigen Anschauungen und Befürchtungen, welche diesbezüglich noch vielfach vorhanden sind, zu beseitigen. Jeder Beichtvater und Seelsorger wird dem Verfasser für die vortreffliche Anleitung dankbar sein.

Die heilige Kommunion, das kostbarste Geschenk des Herzens Jesu. Belehrung und Gebete. Von P. Franz Gattler S. J. Dritte Auflage. 343 Seiten. 8°. Mit zwei Bildern. Brosch. Kr. 1.80, geb. Kr. 2.40.

Der Name des Verfassers bürgt für die Vorzüglichkeit des gebiegenen Büchleins. Klare, gründliche Darlegung und die dem Verfasser eigene packende Volkstümlichkeit empfehlen das Büchlein. Aus dieser Lesung wird man Verständnis und Liebe für das eucharistische Leben schöpfen. Der Priester findet darin eine Fülle schöner Gedanken für Themata über das heiligste Altarsakrament und über die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu.

Johanna d'Arc, die von Gott erleuchtete Heldin Frankreichs. Anlässlich der am 18. April 1909 erfolgten feierlichen Seligsprechung nach dem Original des Msgr. H. Debout frei bearbeitet und herausgegeben von Msgr. Dr. Max Freiherr von Gagern, Geh. Kammerer Sr. Heiligkeit. 12 1/2 Bogen stark. Kr. 1.80. Wien, I., Michlgasse 1. Verlagshandlung Georg Eichinger.

Die Geschichte dieser französischen Heldin ist in jeder Hinsicht sehr interessant. Baron Gagern hat sich ein besonderes Verdienst erworben, daß er in sehr verständlicher populärer Form anlässlich der Seligsprechung dieser gotterleuchteten Jungfrau ihren Lebenslauf uns vor Augen stellte. So mancher wird beim Lesen dieses schmucken Büchleins im Gottvertrauen bestärkt werden und jene, deren Glaubensstärke nicht allzu fest war, werden, durch die Macht der Tatsachen bezwungen, den Blick ihrem eigenen Innern mehr zuwenden. Besonders merkwürdig ist, daß die Seligsprechung dieser Glaubensheldin zu einer Zeit erfolgt, wo in Frankreich die katholische Kirche und ihre Diener mit Haß und Wut von den Feinden der Kirche verfolgt werden; Johanna d'Arc mußte neu auferstehen, um Frankreich ihrem Heilande neuerdings zu erobern. Wir können dies so zeitgemäße Schriftchen jedermann auf das wärmste empfehlen.

Zu beziehen durch die Presbvereins-Buchhandlung in Brixen a. G.

Zur Beachtung.

1. Solange keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt die Annahme der Zeitschrift als Abonnementsverpflichtung.

2. Unter dem Titel Abonnementserneuerung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifennummern jener Abonnenten veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifennummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie dort nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

3. Um nicht jährlich den Abonnementsbetrag einzusenden zu müssen, möchten einige Abonnenten

wissen, wie viel ein lebenslängliches Abonnement des „Stern der Neger“ kostet. Zu diesem Zwecke wurde die Summe von 50 Kronen oder 50 Mark bestimmt.

4. Wer mindestens 20 Kronen einsendet, kann als Tauspate eines Negerkindes fungieren und ihm den Namen, den er will, beilegen.

5. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche zehn Abnehmer des „Stern der Neger“ zu gewinnen; er erhält sodann, wenn er alle unter einer Adresse bezieht, das elfte Exemplar umsonst.

6. In hervorragender Weise kann unserem Missionswerk auch gedient werden durch Zusendung von Messstipendien.



In deutscher Uebersetzung ist bei Karl Siegismund in Berlin SW. 11., Dessauer-
straße 13, das große, zweibändige Werk erschienen:

Das heutige Aegypten. Von Lord Cromer.

Autorisierte Uebersetzung von Konter-Admiral z. D. M. Plüddemann. — Mit
Bild des Verfassers und Karte. — Preis der 2 Bände broschiert Mk. 14.—

Das Werk behandelt ausführlich und rückhaltlos die wichtigsten historischen Ereignisse, die sich in Aegypten von 1876 bis zum Tode Tewfik Paschas (1892) abgespielt, ferner die Geschichte des Sudans bis Ende 1907. Der 2. Band schildert den Fall Khartums, das General Gordon bis 26. Jänner 1884 heldenhaft verteidigt hatte. Endlich werden die Folgen erörtert, welche für Aegypten durch die britische Okkupation 1882 entstanden sind. — Der hohe diplomatische Verfasser, der Aegypten sowohl als auch den Sudan wie kaum ein anderer kennt, führt uns vor Augen den jetzigen Zustand dieser Länder und leuchtet auch in die Zukunft, indem er angibt, wie so manche Probleme dortselbst zu lösen sind.

Das Messbuch der heiligen Kirche

(Missale Romanum) lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Für die Laien bearbeitet von P. Anselm Schott O. S. B. Zwölfte Auflage. Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. kl. 12° (XXXII und 1008) Freiburg und Wien 1908, Herder'sche Verlagshandlung. Schön und solid gebunden Kr. 3.96 und höher.

Die Tatsache, daß das Messbuch von Schott nur in zwölfter Auflage erscheinen konnte und in nahezu 100.000 Exemplaren durch ganz Deutschland und Oesterreich verbreitet ist, ist ein offenkundiger Beweis für seinen Wert und seine großen Vorzüge.

Ein rein liturgisches Gebetbuch will es der in der Aufklärungszeit entstandenen Entfremdung des katholischen Volkes von der kirchlichen Liturgie entgegenwirken, die kirchlichen, dem Heiligen Geist entstammenden Gebete den Gläubigen wieder mündgerecht machen, den tieferen Sinn aufschließen und so ein fruchtbares und gnadenreiches Anwohnen beim kirchlichen liturgischen Gottesdienste ermöglichen.

Diesen Zweck erfüllt das Buch in ausgezeichnete Weise wie nicht leicht ein anderes. Es enthält fast das ganze römische Missale ins Deutsche überetzt. Die vielen schwierigen, meist der Heiligen Schrift entnommenen Texte werden durch liturgische Erklärungen verständlich gemacht. Dadurch, daß die kirchlichen Texte, welche an den verschiedenen Festzeiten und Festtagen gesungen werden, auch lateinisch gegeben sind, bekommt das Buch eine besondere Bedeutung für die Chordirigenten und Chorführer. Im Anhang finden sich die notwendigen Privatgebete, Vitaneten, Beicht- und Kommuniongebete, eine deutsche Messandacht sowie eine Belehrung über die Ablässe. So kann man gewiß mit Recht sagen, daß das Schott'sche Messbuch allen billigen Anforderungen, die man an ein zeitgemäßes, echt kirchliches, liturgisches Gebetbuch stellen kann, in vorzüglicher Weise entspricht.

Wenn Sie Ihre Kenntnisse im **Französischen** oder **Englischen** nicht vergessen, sondern bereichern wollen, dann bestellen Sie sofort:

Le Traducteur oder The Translator,

Französisch-Deutsch.

Englisch-Deutsch.

Zwei Halbmonatsschriften zum Studium der französischen, bezw. englischen Sprache.

Bezugspreis: Halbjährlich Fr. 2.50 für jede Ausgabe.

Probenummern kostenlos.

Jedem, der sich auf leichte Weise in der französischen oder englischen Sprache weiterbilden will, können diese beiden Druckschriften, die französische, bezw. englische Lesestücke teils mit Uebersetzung, teils mit erklärenden Fußnoten bringen, warm empfohlen werden. Die gewählten Stoffe sind abwechslungsreich, unterhaltend und belehrend. Um die sprachliche Ausbildung auch praktisch zu fördern, wird jedem Abonnenten Gelegenheit geboten, mit Franzosen oder Engländern brieflich zu verkehren. Die erste Nummer des *Traducteur* enthält überdies zwei Preisübersetzungen für die Abonnenten.

Ueberzeugen Sie sich selbst von der Gediegenheit dieser Zeitschriften und verlangen Sie kostenlos Probenummern von der unterzeichneten Geschäftsstelle.

Verlag des „Traducteur“ und des „Translator“, La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Eine Bitte an Musikfreunde.

Daß die Neger sehr die Musik lieben, ist bekannt. Daher ist es Pflicht des Missionärs, sich hierin beizeiten auszubilden. — In unserem Juvenat, im Xaverianum, haben wir für Musik besonders veranlagte Zöglinge; doch womit lernen? — Wir richten daher an Musikfreunde unter unsern Abonnenten die innige Bitte, uns Musikinstrumente, welcher Art sie auch sein mögen (natürlich brauchbar) für unsere Zöglinge nach Mailand zuwenden zu wollen. Sie üben dadurch ein Liebeswerk an den Negern und das heiligste Herz Jesu wird es sicher lohnen.

Kongregation der

„Söhne des heiligsten Herzens Jesu“,

— — — Missionäre für Zentralafrika.

Außer Priestern und Theologen, welche Neigung und Beruf zum Ordensstande haben und sich dieser Mission widmen wollen, finden in dieser Kongregation Aufnahme **Studenten** der oberen Gymnasialklassen, welche in entsprechendem Alter stehen und Neigung zum Ordensstande haben; endlich sind auch Laien (als Handwerker, Bauern usw.) als Ordensbrüder sehr erwünscht und für das Wirken der Kongregation von großer Wichtigkeit. — Es werden auch **brave und talentierte Knaben** aufgenommen und zu Missionspriestern ausgebildet, sowohl solche, welche noch keine, als solche, welche bereits eine oder mehrere Gymnasialklassen gemacht haben.

Wegen der sonstigen Aufnahmebedingungen wende man sich vertrauensvoll an den **Obern des Missionshauses der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ in Mailand bei Brigen, Tirol.**